

Inhaltsverzeichnis

I.	3	Zwischen Religion und Politik	21
Von Fettnäpfchen und anderen „Tretminen“	3	Willkommen in Europa?	22
Petrus bei Andreas	5	VI.	26
II.	8	Handwerker des Friedens	26
Minderheiten	8	Sicherheit	27
Politische Stolpersteine	10	Religionsfreiheit	28
III.	11	VII.	31
Nicht nur eine Frage des Protokolls	11	Ein Gütezeichen	31
Dialog auf Augenhöhe	12	Nochmal „Regensburg“	34
Nach der Reise	14	VIII.	36
IV.	16	Petrus bei Andreas	36
Sanft wie ein Lamm	16	IX.	41
In der blauen Moschee	17	Schwesterkirchen	41
V.	20	Der Genozid	42
Zeichen der Zeit	20	Christliche und jüdische Begegnungen	44
Im Haus der Muttergottes	20	Friedenstauben	45

I.

Papst Benedikt XVI. besuchte vom 28. November bis 1. Dezember 2006 die Türkei. Diese Reise stand schon vor der Reise nach Bayern fest. Im Vorfeld hatte es einige diplomatische Verwicklungen gegeben, die insbesondere das schwierige Verhältnis des zwar säkularen, aber islamisch geprägten Staates zu den christlichen Kirchen in der Türkei betrafen. Nun drohte das kritische Echo auf einige den Islam betreffende Passagen in seiner Regensburger Vorlesung die Reise des Papstes zu überschatten.

Von Fettnäpfchen und anderen „Tretminen“

„Papa Gelmessin“ – Der Papst soll nicht kommen – schreit es von Plakaten in Istanbul und auf Stirnbändern von fanatisierten Muslimen. Unruhe in der Stadt am Goldenen Horn, dort wo Orient und Okzident (prosaisch: Brücke zwischen Europa und Asien) sich begegnen, wo wie an keinem anderen Ort die Kulturen in der Geschichte aufeinander prallen: Islam und Christentum. Wo die Gegensätze aufflammen, bis heute. Keine der bisherigen Reisen Benedikts stand unter solchen Vorzeichen wie dieser Besuch am Bosphorus. Die Atmosphäre zwischen der christlichen und islamischen Welt ist seit der „Regensburger Rede“ vergiftet. Das bayerische Reisetagebuch („Unterm Himmel weiß und blau“) wird in den nächsten Folgen auf die Ursachen eingehen. Aber die aktuellen Ereignisse eilen davon. Am Vorabend der Türkei-Reise, die am 28. November beginnt und den Papst nach Ankara, Ephesus (Izmir, das alte Smyrna) und Istanbul führt, drängt es sich auf, einige der auf die Septembertage datierten Einträge vorzuziehen.

„Einige Zehntausende“ von Demonstranten, aber nicht so viele wie die Organisatoren angekündigt hatten (hunderttausend hätten es sein sollen, weniger als 50.000 sollen es gewesen sein), sind am vergangenen Sonntag auf die Straße gegangen, zusammengerufen von radikalen Nationalisten, die sich „Partei der Glückseligkeit“ nennen. Männer und Frauen getrennt bei der Kundgebung. Frauen, die sich nicht mit dem Kopftuch begnügten, hatten den Carsaf, das lange verhüllende Tschador-Gewand angelegt. Die Demonstration sei friedlich verlaufen, berichten die Medien. Man ist schon froh, dass keine Flaggen und Symbolpuppen in Flammen aufgehen. Aber sie demonstrierten nicht für den Papst, sondern gegen ihn. Die Stimmung war aufgeheizt und feindselig.

Die Saadet-Partei, eine islamistische Splittergruppe (bei den letzten Parlamentswahlen mit 2,5 Prozent der Stimmen an der 10-Prozent-Hürde gescheitert), zählt zu den fundamentalistischen Gruppierungen, die nach einer Re-Islamisierung der laizistischen Türkei streben. Äußerungen von Parteimitgliedern lassen auf eine enge Verbindung zur Islamischen Gemeinschaft „Milli Görüs“ („Nationale Sicht“) schließen, die in der Bundesrepublik den Verfassungsschutz alarmierte. Die Fundamentalisten wittern Morgenluft: Im kommenden Jahr wird in der Türkei gewählt.

Es war der bisher größte Massenprotest nach der Regensburger Rede von Benedikt XVI., in der sich Muslime in aller Welt durch ein mittelalterliches Zitat verunglimpft sehen. Der Islam werde als eine Religion der Gewalt dargestellt. Die Massenproteste in Istanbul der jüngste Ausläufer einer „Tsunami“, wie der *Spiegel* formuliert hatte, die vom Mittelmeer bis zur Südsee entlang des Grünen Gürtels lief.

Hassgeschrei gegen Papst und „Rom“ in der Stadt, die in der Geschichte öfter ihren Namen wechselte. In deutscher Übersetzung: „Byzanz“ („Byzantion“), „Neues Rom“ („Nova Roma“), „Konstantinopel“ („Konstantinopolis“) – für die Araber „Kostantiniye“, „Casingrad“ für die Slawen, „Kuschta“ für die Juden. Mustafa Kemal, der sich Atatürk nannte, der „Vater der modernen Türkei“, entschied sich für den längst im Volk geläufigen und somit seit 1930 offiziellen Namen „Istanbul“ („Stambul“). Sultan Mehmet II., genannt Fâtih (der Eroberer), hatte den Namen 1453 übernommen, dem Griechischen entlehnt: „is tin polin“ – wie man in alter Zeit sagte, und wie nationalbewusste Türken vielleicht auch heute denken: Wir gehen „in die Stadt“. Synonym für das Reich schlechthin.

Krawall im heiligsten Bezirk der Stadt, wo Sultan-Ahmet-Moschee (die Blaue Moschee), die Hagia Sophia und der Topkapi-Palast das historische Ensemble bilden, zwei Welten zusammenfügen. Der Vatikan spielt den Vorgang herunter. Man wisse, dass bestimmte Gruppen „wenig glücklich“ über diesen Besuch seien, ließ der vatikanische Pressesprecher verlauten.

Äußere Umstände einer Papstreise: 20.000 Polizisten stehen bereit, und wohl auch etliche Einheiten der Streitkräfte. Und die Sicherheit. „Die ist stark bei uns“, sagt ein türkischer Gast in meiner Pizzastube. Er meint natürlich die Geheimpolizei. Damit wäre ja bestens vorgesorgt für den geistlichen Besuch. Man fragt sich, ob Päpste unter solchen Umständen überhaupt reisen sollten. Treffen hinter verschlossenen Türen, abgeschirmt von breitschultrigen Bodyguards. Das Volk, soweit zugelassen, hinter Absperrgittern – die Altäre in unerreichbarer Ferne. Der moderne Apostel Paulus unterwegs. Arme Welt. Nationalistische und fanatisierte Muslims hatten schon geprobt, waren in die Hagia Sophia eingedrungen. Skandierten: Er ist nicht erwünscht. Er soll zu Hause bleiben.

Die ehrwürdige Basilika, Christen wie Moslems heilig. Krönungskirche der byzantinischen Kaiser, geistliches Zentrum der „orthodoxen“ Ostkirche. 900 Jahre lang. Die Osmanen, nach der Eroberung Konstantinopels, machten daraus ihren Schuh: die Hauptmoschee ihres Imperiums. Das währte 480 Jahre. Atatürk ließ die Gebetsteppiche einrollen und machte ein Museum aus dem Gotteshaus. Ließ die christliche wie die islamische Vergangenheit konservieren. Der Papst möchte die geheiligte Stätte aufsuchen. Hagia Sophia – Göttliche Weisheit. Möge sie die Religionen zusammenführen. Jetzt aber ging die Polizei mit Schlagstöcken und Reizgas gegen fanatisierte Unruhestifter vor.

Das Unglück nahm seinen Lauf, als Benedikt in seiner Regensburger Universitäts-Vorlesung einige Zitate und Anmerkungen einstreute, die frommen Muslimen geradezu sakrilegisch in den Ohren dröhnten. Absichtsloses Reden wird man dem Heiligen Vater nicht unterstellen können: Den Dialog mit den Religionen suchen, die eigene Position deutlich machen und auch das Unvereinbare benennen, wie ein Vatikan-Insider die Intention des Papstes zusammenfasst. Soweit in Ordnung. Aber der Ton macht bekanntlich die Musik. Es gehört wohl eine gehörige Portion Naivität dazu – oder ein gerüttelt Maß an Selbstbewußtsein – vor dem Hintergrund eines aufgeheizten Klimas in der islamischen Welt fragwürdige Zitate ins Spiel zu bringen und nicht anzunehmen, dass islamische Radikal-Fundamentalisten nur darauf warten, mit den Worten zu zündeln.

Es genügt offenbar, absurde Verschwörungstheorien in Umlauf zu bringen, um die Hysterie anzuheizen: Papst und Patriarch, zumal einer, der den Namen Konstantinopel in seinem Titel trägt, schmiedeten ein Komplott: Rückkehr nach Byzanz, ein Vatikan am Bosphorus. Christliche Kreuzfahrer vor den Toren des Großtürkischen Reiches. Hört man im Hintergrund die Grauen Wölfe heulen? Zu denen auch Ali Agca gezählt wurde.

Petrus bei Andreas

Nach dem Besuch in der Heimat also schon zwei Monate später diese nächste Auslandsreise. Das eigentliche Ziel: Besuch beim Ehrenprimas der Orthodoxie, dem Ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel, wie seine Vorgänger Paul VI. (1967) und Johannes Paul II. (1979). In Ankara bevorzugt man für die Stadt am Bosphorus, der „Brücke zwischen Okzident und Orient“, die Bezeichnung der osmanischen Eroberer: Istanbul.

„Petrus“ besucht „Andreas“ zum Fest des Apostelbruders. Dieser, so besagt die Chronik, soll im Jahr 36 die erste christliche Gemeinde im damaligen Byzanz gegründet haben. Seit der Umarmung von 1964 zwischen Paul VI. und Athenagoras in Jerusalem, der Aufhebung der gegenseitigen Bannflüche, 1965 – am Ende und ein Höhepunkt des Zweiten Vatikanischen Konzils – schätzt man sich wieder als Schwesterkirchen. 1967 erste gegenseitige Besuche im Phanar und im Vatikan.

Die Wunden des vierten Kreuzzuges, dem Konstantinopel zum Opfer fiel, sind zwar noch nicht vernarbt. Kirchengeschichte rechnet offenbar in Äonen. Auch die römischen Dogmen von 1870 (Jurisdiktionsprimat und Infallibilität / Unfehlbarkeit) sind noch Hindernisse. Aber „Konstantinopel“ anerkennt, dass in der Pentarchie (Fünfherrschaft) der Altpatriarchate der Kirche (Rom, Konstantinopel, Alexandria, Antiochien und Jerusalem) der römisch-katholische Papst „der Erste der Ehre nach“ ist, ihm der „Vorsitz in der Liebe“ gebührt. Die volle Kommuniongemeinschaft noch nicht perfekt, aber im Werden.

Ephesus als Zwischenstation auf dem Weg von Ankara nach Istanbul bringt Papst Benedikt XVI. nicht nur an eine der Wiegen der frühen Christenheit. Der frommen Legende nach hat die Gottesmutter hier die letzten Lebensjahre verbracht, Jesu „Lieblingenjünger“ Johannes sein Evangelium geschrieben und der Völkerapostel Paulus gepredigt. Ephesus erinnert auch an das dritte ökumenische Konzil von 431, an Kirchenversammlungen und „Räubersynode“. Die Kirche Christi hat noch nicht einmal richtig Wurzeln geschlagen, da beginnen die Wortführer sich schon zu entzweien. Kirchenväter und Kaiser zerstritten sich um die komplizierte theologische Frage nach der Natur Jesu und der Person seiner Mutter. Arius und Nestorius wollten den Christus Jesus auf die Erde zurückführen, von Gott geschaffen, nicht gezeugt, also von menschlicher Natur. Maria ist nicht Gottes-, sondern Christusgebäerin.

Die Dokeristen gingen gar so weit, den Menschen Jesus von Nazareth allenfalls als Medium Gottes anzuerkennen. Kirchenversammlungen, die noch West und Ost umfassten, sollten Klarheit schaffen und vor allem die Einheit sichern: Nicäa, Konstantinopel, Ephesus, Chalcedon, die ersten Konzilien der „Alten Kirche“, alle auf dem Boden Kleinasiens. Die Verfasser des großen Glaubensbekenntnisses behielten die Oberhand: Christus – eingeborener Sohn; aus dem Vater geboren; wahrer Gott von wahren Gott; gezeugt, nicht geschaffen, eines Wesens mit dem Vater. Maria – die Theotokos, die Gottesgebäerin. Die verbindliche Lehre war wieder im Lot, die Kirche aber aus der Achse geraten.

Die Nestorianer waren als erste ihren eigenen Weg gegangen. Arius, der „schlimmste Häretiker, der den „Rock Christi“ (gemeint ist die Kirche) geteilt hat“, findet bis heute in der Orthodoxie keine Gnade. Wenn an den „drei Sonntagen der Väter“ die Namen der Rechtgläubigen wie der Irrlehrer aufgerufen werden, dann verdüstert sich bei seiner Nennung die feierliche Stimmung. Und am „Herrentag“, dem Tag der orthodoxen Versöhnung, wird über ihn das Anathema wiederholt, vulgo: der Bannfluch – der Verurteilte aus der Gemeinschaft der Kirche ausgestoßen, dem Zorn Gottes überantwortet. Als strengste Auslegung eine todeswürdige Ketzerei. In den Jahren der Inquisition nicht vom lieben Gott exekutiert, sondern von irdischen Blutrichtern.

Der orthodoxe Erzpriester, der aus erklärbaren Gründen besser ungenannt bleibt, wird wissen, wovon er spricht. Unter den im Gottesdienst gefeierten Kirchenvätern wäre Johannes von Damaskus zu erwähnen, einer der wichtigsten Theologen der alten Kirche. In seinem Traktat „Über die Häresien“ setzt er sich kritisch mit dem Islam und dem Propheten Mohammed auseinander. Das Christentum hatte sich im Orient schon etabliert, der Islam war soeben in die Weltgeschichte eingetreten.

Johannes lebte in der Zeit des Übergangs vom siebten zum achten Jahrhundert, der Überlieferung nach von 645 bis 750 nach Christus. (Mohammed (571-632) war 13 Jahre vor der Geburt des Syrers gestorben.) Dieser stammte aus wohlhabender arabischer christlicher Familie, sprach Griechisch und selbstverständlich Aramäisch, die Umgangss-

sprache Syriens, also auch die „Sprache Jesu“. Die Pointe: Als Knabe war Johannes in muslimischer Umgebung aufgewachsen: Der Vater diente dem berühmten Kalifen Abd al-Malik (dem Erbauer des Jerusalemer Felsendomes) als eine Art „Finanzminister“. Johannes spielte mit dem Sohn des Kalifen, der als al-Walid I. seinem Vater nachfolgte und das Reich der Umayyaden zu höchster Blüte führte.

Mit 23 aber kam Johannes in die Hände christlicher Erzieher. Sein Leben nahm nun einen anderen Verlauf. Dennoch: Nach dem Tod des Vaters den Rang eines Protosymboulos, eines Ersten unter den Ratgebern des Kalifen übernehmen. Noch herrschte Toleranz zwischen den Religionen, die Familie von Johannes war in den adeligen muslimischen Kreisen geschätzt. Das änderte sich, als Abd al-Malik begann, die Christen zu drangsalieren, wohl um seine soeben in die Geschichte eingetretene Religion durchzusetzen, und sei es mit Druck. Eher waren es wohl seine ausgedehnten Kriege, die wohl auch „Feinde“ brauchten, um die Feldzüge zu begründen. Jedenfalls sahen sich die Christen zunehmender Diskriminierung ausgesetzt. Religion und Politik, die man angeblich nicht miteinander vermischen soll – sie waren wieder einmal vermischt. Das Substantiv Macht ist in beiderlei Hinsicht durchaus angebracht.

Johannes „Chrysorrohes“, das heißt „der Gold Strömende“, fürchtete sich nicht vor Fürstenthronen. Gegen den Kaiser von Byzanz zog er mit geistiger Waffe zu Felde, als dieser im Bilderstreit die Ikonen aus den Kirchen seines Reiches verbannen wollte, und stellte sich auf die Seite der Verteidiger der Verehrung der heiligen Bilder, nicht zuletzt im Namen des geglaubten, „sichtbaren“ Herrn Jesus Christus, also auch im Gegensatz zum Bilderverbot des Islam.

Auch bei Mohammed fand Johannes nun offenbar „nichts Gutes“ mehr, um ein Zitat anzuführen, das einige Jahrhunderte später und bis in unsere Tage die islamische Welt durchschütteln würde. Er nennt den Religionsstifter aus dem Stamm der Haschemiten einen „falschen Propheten“ und hält ihn allenfalls „des Lachens Wert“. Auch in der christlichen Apologetik jener Zeit war man bei der Wahl seiner Worte offenbar nicht zimperlich.

II.

Minderheiten

Den Orthodoxen wird gelegentlich vorgeworfen, sie meinten bei der Nennung und Verurteilung des Arius in der „modernen Fassung“ niemand anderen als den Propheten. So haut der eine auf den anderen. Daraus wird bekanntlich, je kräftiger man zuschlägt, ein heißes Eisen. Welch ein Glück, dass dem Heiligen Vater neben dem Zitat von Manuel nicht auch der orthodoxe Kirchenvater eingefallen ist.

Die Geschichte der Kirchenspaltungen hatte im 5. Jahrhundert ihren Anfang genommen. Am Ende der der Bruch, das Morgenländische Schisma von 1054, die große Scheidung zwischen West und Ost.

Die wieder festeren Bande zu pflegen ist allerdings nur ein Anlass der Visite im Phanar, dem Amtssitz des Ökumenischen Patriarchen. Die christlichen Minderheiten erhoffen sich Stärkung von dem Botschafter des Friedens aus Rom, wenn er denn diese Rolle nach dem, was geschehen ist, ausüben kann. Kein Tag verging in dieser Vorbereitungszeit, da Bischöfe und Priester nicht über massive Einschränkungen seitens der Staatsverwaltung wie auch über Angriffe türkischer Nationalisten und Islamisten klagen.

Christliche Minderheiten? Es ist mühsam, zuverlässige Zahlen zu gewinnen. 99 Prozent der 73 Millionen türkischen Staatsbürger werden dem Islam zugerechnet, auch jene, die keiner Konfession angeben. Der Pantürkismus – die Idee der Großtürkei – läßt nationale Minderheiten nicht gelten. Minderheiten, das sind vor allem die nach dem Völkermord während des Ersten Weltkrieges verbliebenen Armenier, türkische Staatsbürger und Ausländer, auf insgesamt auf 70.000 bis 100.000 geschätzt. Sie gehören der Armenisch-Apostolischen Kirche an. Ihr geistliches Oberhaupt: Patriarch Mesrop II., mit Sitz in Istanbul. Der Genozid vor 90 Jahren – offiziell ein Tabu. Wer darüber spricht, kann schnell hinter Gittern landen. Auf andere Weise dramatisch: Die Situation der Griechisch-Orthodoxen, denen der Ökumenische Patriarch vorsteht, nach türkischer Auffassung nur als Pfarrer. Sein Titel „Ökumenischer Patriarch“ wird nur für die Auslandsgemeinden anerkannt. Die Zahl seiner Seelen ist – Folge des Bevölkerungsaustausches von 1923 – auf weniger als die Größe mancher deutscher Dorfpfarrei geschrumpft: zwischen 2.500 und 3.000. Man läßt ihre Kirche austrocknen. Das Priesterseminar ist geschlossen. Der geistliche Nachwuchs muss sich im Ausland ausbilden lassen, zum Beispiel an theologischen Instituten in Deutschland. Andererseits eine Chance, der Orthodoxie die Tür nach Westen zu öffnen.

Das „Gipfeltreffen von Konstantinopel“ – Papst und Patriarch – genügt den türkischen Nationalisten, um Ängste zu schüren, als ginge es um ein Wiederaufleben des byzantini-

schen und oströmischen Reiches: Rückeroberung Istanbuls; die Stadt am Bosphorus als Vorposten der verhassten Griechen.

Christliche Kleingruppen auch die orthodoxen Bulgaren und Russen. Ein größeres Kontingent bilden die „Katholiken“ – 25.000 bis 40.000 in der ganzen Türkei, nach Auskunft des Bischofs der Diözese Istanbul römisch-katholische Lateiner und Angehörige der mit Rom unierten orientalischen Kirchen der Armenier, Chaldäer und Syrer. Schwer überprüfbare Zahlen, aber nicht nur von statistischem Wert. Denn die christlichen Inseln im islamischen Meer drohen zu versanden, wenn nicht unterzuziehen, folgt man den Hilferufen der Betroffenen. Der römisch-katholischen Kirche wird der Status einer juristischen Person versagt, also Schwierigkeiten beim Kauf und Verkauf von Immobilien. Selbst das vorhandene Eigentum, wie Kirchengebäude, musste wiederholt vor Gericht erstritten werden.

Ein muslimischer Fanatiker hat einem syrischen Priester, so wird berichtet, nach der Regensburger Rede den Kopf abgeschlagen. Unter das Thema „Menschenrechte“ fällt auch die Situation islamischer religiöser und ethnischer Gruppierungen, die sich nicht pauschal der türkischen Masse einverleiben lassen wollen: Kurden und Aleviten. Sind das innertürkische und innerislamische Angelegenheiten, muss sich der Papst hüten, sich nach dem „Fall Regensburg“ erneut die Zunge zu verbrennen?

Nein, von der viel beschworenen türkischen Gastfreundschaft kann – zumindest aus den Lautsprechern der Hetzer – keine Rede sein. Dies ist nicht das Urlaubsland Türkei mit seinen türkisfarbenen Badebuchten. Einer Umfrage zufolge begrüßen nur zehn Prozent der Türken den Papstbesuch, 38 Prozent ist er gleichgültig, ebenso viele sind dagegen. Militante Gruppen demonstrieren; es fehlen auch nicht die bekannten Morddrohungen, wenn Päpste reisen. Nur: Diesmal ist alles viel ernster. Eine Gruppe von Nationalisten hat schon mal die Hagia Sophia besetzt und antipäpstliche Parolen skandiert, bis die Polizei mit Pfefferspray vorging.

Militante Muslime sahen schon in Johannes Paul II. nicht den „Botschafter des Friedens“, sondern den „christlichen Kreuzfahrer“, als er 1979 in die Türkei reiste. Ali Agca hatte schon in jenem Jahr seine Absichten angekündigt. Bis heute ist nicht eindeutig geklärt, wer hinter den Schüssen vom 13. Mai 1981 auf dem Petersplatz steht, ob politische Drahtzieher aus dem kommunistischen Machtbereich. Auch über Auftraggeber aus dem islamistischen Lager wurde spekuliert. Der zu lebenslanger Haft verurteilte und von Italien vorzeitig entlassene Attentäter sitzt wegen weiterer Gewaltverbrechen in Istanbul ein. Im Februar jenes Jahres 1979 hatte er Abdi Ipekci erschossen, den Chefredakteur der links-liberalen Tageszeitung „Milliyet“. Der Journalist entstammte, so wird aus seinem Familiennamen geschlossen, einer angesehenen, alteingesessenen Familie mit jüdischen Wurzeln.

Auf Spurensuche in der Geschichte der türkischen Juden taucht man ein in die geheimnisvolle Welt der jüdischen Mystik, der Kabbala und des Sufismus, und stößt im 17. Jahrhundert auf die Legenden und wahren Begebenheiten um den Pseudo-Messias Sabatai Zewi (Sabatai Sevi) aus Smyrna / Izmir, der sich zum jüdischen König krönen ließ, Jerusalem von den Türken befreien wollte und auf grausame Art, zu Tode gemartert und gehäutet, in Istanbul sein Ende fand. Es empfiehlt sich nicht, öffentlich über die Bewegung des Sabbatianismus zu sprechen; noch immer habe sie ihre Anhänger, nach außen hin zum Islam konvertiert und als fromme Muslime auftretend, insgeheim aber weiter ihren geheimen Riten anhängend. Verführten und verwirrten Geistern wie Agca genügte da wohl nur das Stichwort. Jetzt wartete der Mordschütze mit einem neuen Einfall auf: Er wolle unbedingt den Papst sehen und bitte vorzeitig entlassen werden.

Politische Stolpersteine

Nicht nur die Regensburger Islamkritik liegt wie ein Schatten über der Türkei-Reise. Auch die aktuelle außenpolitische wie innertürkische Kontroverse um einen Beitritt der Türkei zur Europäischen Union ist eine Belastung für den türkischen Aspekt der Pilgerreise. Früher geäußerte Vorbehalte des Kardinals Ratzinger gegen eine türkische EU-Mitgliedschaft („unhistorisch“) sind in Ankara selbstverständlich vergessen. Mag sich er sich in seinem neuen Amt in dieser Frage zurückhalten, so doch nicht Stimmen aus dem vatikanischen Umfeld, die sich die Türkei nicht als Mitglied der europäischen Gemeinschaft vorstellen können. Ein Staat mehrheitlich auf dem asiatischen Kontinent, mit Grenzen zum Iran, Irak und zu Syrien, wie ein Professor am Päpstlichen Institut für arabische und islamische Studien in Rom gegenüber der katholischen Nachrichtenagentur *Zenit* erklärte und davor warnte, dass die Idee eines islamischen Staates in der Türkei von islamistischen Strömungen nie verworfen worden sei. Wer so argumentiert, muss sich freilich fragen lassen, wem er in die Hände spielt und unter welchen Gesichtspunkten er die europäische Sicherheit ohne die Mitgliedschaft der laizistisch verfassten Türkei beurteilt.

Wenn etwas passiere, werde darüber wohl auch in Brüssel gesprochen werden, winkte Bartholomaios I. (Bartholomäus), der Patriarch von Konstantinopel und Ehrenoberhaupt der Weltorthodoxie, schon mit dem politischen Zaunpfahl. In diesen Wochen stehen die Beitrittsverhandlungen wegen der Zypernfrage auf der Kippe. Nicht nur mit Griechenland und der EU riskiert die Türkei den politischen Konflikt, auch mit der Orthodoxie. Die abstruse Behauptung aus dem nationalistischen Lager von der antitürkischen Allianz zwischen Vatikan und Phanar findet hier seine Nahrung und ein gläubiges Publikum, selbst wenn es sich um durchsichtige Propaganda handelt.

III.

Nicht nur eine Frage des Protokolls

„Heute so und morgen so“. Vorgestern galt: Recep Tayyip Erdogan habe keinen Termin frei für den Papst. Der türkische Ministerpräsident sei unabkömmlich, wegen eines NATO-Gipfels in Lettland. Immerhin ist diese Bündnispartnerschaft eine nicht unwichtige Trumpfkarte im Spiel um das Beitrittsgerangel in der EU. Gestern hieß es dann: Wenn schon jetzt kein Treffen mit dem Papst, dann vielleicht zu einem späteren Termin. Er könne ja auch mal in den Vatikan kommen. Eine Einladung würde bestimmt nicht abgelehnt werden. Man sei immer zu zwischenstaatlichen Treffen bereit. Sagt der bekennende Muslim als Regierungschef des laizistisch verfassten Staates. Auf die Betonung kommt es an, vielleicht doch etwas anders, als bei einem Vatikan-Besucher aus dem Élysée-Palast.

Nachdem auf beiden Seiten kräftig in die Fettnäpfchen getreten wurde, sind jetzt Reinigungsmittel gefragt. Ministerpräsident Erdogan möchte nun doch dem Papst die Hand geben, falls es sich einrichten lässt. Am Tag der Ankunft auf dem Flughafen. Der eine kommt, der andere geht. Warum nicht gleich so. Wo ein Wille, dort auch ein Weg. Begegnungen mit der Staatsführung sind ohnehin vorgesehen – mit dem Staatspräsidenten, wenn auch nicht am Roten Teppich nach der Landung, sowie mit dem Vizepremier und dem Außenminister – insofern keine ausdrückliche Brüskierung, sondern im noch vertretbaren protokollarischen Rahmen. Benedikt werde volle Gastfreundschaft genießen, sagte der Regierungschef und Großmufti Ali Bardakoglu, der Vorsitzende des Direktorats für religiöse Angelegenheiten, eine Art türkischer Religionsminister, der nach der Regensburger Rede am lautstärksten geflötet hatte. Er gibt sich ebenfalls versöhnlich. Immerhin kommt der Papst zu ihm und nicht er zur Audienz zum Papst. Was nach orientalischem Brauch durchaus schmeichelt. Auch wenn die Sache mit dem Papstbesuch noch nicht erledigt sei.

Da will nun auch Benedikt nicht nachstehen. Der Papst werde „eventuell“ kurz auch die Sultan-Ahmet-Moschee aufsuchen, verlautete aus dem Vatikan, also in ein „richtiges“ Gotteshaus des Islam gehen und nicht nur in die säkularisierte Hagia Sophia. Diese als „Blaue Moschee“ weltberühmte Gebetsstätte ist die Hauptmoschee Istanbuls. Man wird sehen, wie die radikalisierten Gruppen der Stadt auf dieses Vorhaben reagieren. Als 1967 Papst Paul VI. in der Hagia Sophia zum Gebet niederkniete, wohl in Erinnerung an das christliche Byzanz, war der Ärger so groß, dass Johannes Paul II. bei seinem Besuch 1979 auf ähnliche Gesten verzichtete. Dennoch wagte er den ersten Schritt und besuchte am 6. Mai 2001 die Große Omajjaden-Moschee in Damaskus. Ebenfalls eine ehemalige christliche Kirche. Die Johannes-Basilika, vom Kalifen Al-Walid „umgewidmet.“ Mit dem Aufflammen der politischen Krisenherde vom Mittelmeer bis zur Südsee scheint die islamische Welt aus den Fugen geraten, den gemäßigten Kräften die Kon-

trolle entglitten zu sein. Religiöse Fanatiker, politische Radikale, militant bis hin zu Terrororganisationen, die sich auf den Koran berufen, suchen die Oberhand zu gewinnen, in dem sie die Massen durch propagandistische Aktionen und spektakuläre Gewaltaktionen stimulieren. Das Verhältnis insbesondere zur christlichen Welt, identifiziert mit dem säkularisierten Westen, erheblich gestört, wenn nicht zerrüttet.

Dialog auf Augenhöhe?

Es komme nicht darauf an, Kreuzzüge zu verdammen und Heilige Kriege zu glorifizieren, hält der Bischof von Limburg den Islamisten vor. Worauf es ankommt, geht im Wortschwall der gegenseitigen Kritik und maßlosen Beschimpfungen unter. Der Versuch, über Grundsätze und Konzeptionen, über Konsens wie Verschiedenheit der Weltanschauungen zu reden und Wege zueinander zu finden, läuft sich an den jeweiligen Mauern der Infallibilität fest. Wenn der Islam einen Primatsanspruch behauptet und das Christentum, zumal das dogmatisch katholisch formulierte, fundamentale Gegensätze zum gelebten Koran erkennt, scheint größte Skepsis gegenüber dem angestrebten Dialog auf Augenhöhe geboten.

Benedikt hat die Frage von Glaube und Vernunft auf die Agenda des interreligiösen Dialogs gesetzt, ein Thema, das Philosophen und Theologen seit den griechischen Klassikern beschäftigt und seit der Aufklärung die Dispute beflügelt. Den Weisen und Gelehrten ermangelte es nie der Gabe, die Welt zu erklären, einem bekannten Diktum zufolge. Doch die Geschichte lehrt: Es sind andere, welche meist die Welt verändert haben – nicht zum Vorteil für deren Bewohner. Weil der Grund nicht in den Dingen liegt, um mit Schiller zu sprechen, sondern in den Gemütern der Menschen, welche die „Wahrheit“ nicht zur Kraft werden lassen. Allenfalls das, was diese oder jene Anschauung für die einzig gültige Wahrheit hält. Der Dichterkönig hätte auch ein Rezept parat: Dass nämlich „der Weg zum Kopf durch das Herz muss geöffnet werden.“

Jetzt überraschte Ministerpräsident Erdogan die Öffentlichkeit mit dem Vorschlag, er wolle den Papst für die „Allianz der Zivilisationen gegen Armut und Krankheit“ und als Kampf der Demokratien gegen den internationalen Terrorismus gewinnen. Dieser Aktion hatte der spanische Ministerpräsident Zapatero nach den Anschlägen von New York und dem Madrider Bombenattentat aufgerufen. Man wird sehen, was daran ist, oder ob Erdogan nicht auch Punkte sammeln will, in Europa und für das türkische Wahljahr 2007.

1978 trafen sich in Tughlugabad bei Delhi je zwölf Muslime und zwölf Christen zu einem Dialogseminar. Bei dieser Tagung erklärte ein islamischer Theologe, dass niemand es sich leisten könne, dem anderen gegenüber gleichgültig zu sein. „Entweder lernen wir als Glieder einer weltumspannenden Gemeinschaft zu leben ... oder aber wir werden überhaupt nicht leben“. Daran erinnerte der namhafte christliche Religionsphilosoph

Bernhard Welte in seinem Beitrag über „Christentum und Religionen der Welt“, der vor 25 Jahre in der Enzyklopädie „Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft“ (Bd. 26, Freiburg im Breisgau) erschienen ist. Es wäre schon viel erreicht, wenn das „Projekt Weltethos“, wie es Hans Küng auf den Weg brachte, Gestalt annehmen würde, verbindlich in dem Axiom „Kein Weltfrieden ohne Religionsfrieden“. – Am vergangenen Sonntag, nach dem Angelus, sandte Benedikt „herzliche Grüße an das liebe türkische Volk“, das so reich sei an Geschichte und Kultur. Dem Volk und seinen Repräsentanten gegenüber drückte er seine „Gefühle der Wertschätzung und der aufrichtigen Freundschaft“ aus. Die Demonstranten in Istanbul hatten freilich nicht auf Empfang geschaltet.

In seiner Grußbotschaft vergaß Benedikt nicht die „kleine katholische Gemeinschaft“, welche ihm immer von Herzen gegenwärtig sei. Auch erinnerte er an den eigentlichen Anlass seiner Reise, die brüderliche Zusammenkunft mit der Orthodoxen Kirche zum Fest des heiligen Andreas, des Apostels. An „die deutschsprachigen Pilger und Besucher“ auf dem Petersplatz wandte er sich wie üblich in seiner Muttersprache: „In dieser Woche bitte ich besonders um Euer Gebet für meine bevorstehende Apostolische Reise in die Türkei.“ Und er empfahl sich der Fürbitte seines Vorgängers, des seligen Johannes XXIII..

Angelo Roncalli hatte den Heiligen Stuhl ab Mitte der 20er Jahre in Bulgarien sowie in Griechenland und in der Türkei vertreten. Während des Zweiten Weltkrieges setzte sich der Apostolische Delegat in Istanbul für griechische Flüchtlinge und für aus Ungarn geflüchtete Juden ein und stand in dieser Angelegenheit mit dem damaligen deutschen Botschafter in Ankara und ehemaligen Reichsvizekanzler Franz von Papen in Verbindung. 1944 ging er nach Frankreich und setzte sich für deutsche Kriegsgefangene ein. Auch als Papst Johannes XXIII. sah er sich diplomatisch in heikelsten Situationen, herausgefordert durch eine Ost-West-Spannung von ganz anderem Kaliber. Nicht der religiöse Gegensatz von Christentum und Islam stand auf dem Spiel, sondern eine ideologische und, mehr noch, militärische Konfrontation. Die Supermächte, nuklear hoch gerüstet, standen sich gegenüber, die Welt am Abgrund eines Atomkrieges.

In die Vorbereitungen zu einem großen Kirchenkonzil – dem zweiten vatikanischen – platzte die Kuba-Krise, die auch dank päpstlicher Geheimdiplomatie entschärft werden konnte. Papst Roncalli suchte, im Interesse der Kirche im kommunistischen Machtbereich, das Gespräch mit Moskau – zum Verdruss mancher westdeutscher Politiker, die ihre atlantische Politik unterlaufen sahen. Päpste der Neuzeit tragen auch an der Last der Kirchengeschichte. Sie haben nicht nur geistliche Führerschaft zu verantworten, sondern sind in das Spiel der politischen Mächte eingebunden. Der Heilige Stuhl als Völkerrechtssubjekt ist nur das diplomatische Instrument Seiner Heiligkeit. Der Stellvertreter Jesu Christi und Nachfolger des Apostels Petrus handelt als oberste „diesseitige“ Instanz – ganz persönlich, ad personam. Ein die menschlichen Fähigkeiten und Unzulänglichkeiten fast überforderndes Amt.

Nach der Reise

„Mit welcher Szene beginnen?“ würde ein Filmregisseur vielleicht gefragt haben. Wie wäre es mit dieser? Papst Benedikt XVI. lässt eine weiße Taube fliegen, im Hof der Kathedrale vom Heiligen Geist. Nomen est Omen. Bartholomaios I., der griechisch-orthodoxe Patriarch, und Mesrob II., der Patriarch der Armenisch-Apostolischen Kirche, sowie der syrisch-orthodoxe Metropolit Mor Filiksinos Yusuf Cetýn sowie Vertreter der evangelischen Kirche sind Zeugen dieses Aktes.

Gewiß, es gab andere Höhepunkte und bewegende Momente dieser Reise in die Türkei, ob in Ankara, Istanbul oder im Wallfahrtsort Ephesus an der ägäischen Küste. Aber dieser Augenblick fasste das Geschehen, die Intention, das in der Erinnerung Haftende „symbolträchtig“, wie man in solchen Momenten zu sagen pflegt, zusammen: die schwierige Mission des Sendboten aus Rom und die, manche sagten, „wunderbare Verwandlung“ des Menschen Joseph Ratzinger. Vor dem Gottesdienst mit der katholischen Gemeinde und den hohen Gästen der getrennten und doch irgendwie schon wieder verbundenen Kirchen wird Benedikt wohl auch die Statue seines Vorgängers im Hof der Kathedrale gesehen und ein kurzes Gebet gesprochen haben. Die Figur stellt Benedikt XV. dar, ein Geschenk von Türken im Jahr 1919, am Ende des Ersten Weltkrieges, nach dem Zusammenbruch des Osmanischen Reiches, noch unter dem Eindruck der fürchterlichen Massaker an den Armeniern. Die Inschrift im Sockel des Standbildes lautet: „Dem großen Papst der Tragödie der Welt, Benedikt XV., Wohltäter der Völker, ohne Unterschied hinsichtlich Nationalität oder Religion, im Zeichen der Dankbarkeit. Der Orient.“

Benedikt XV., der von 1914 bis 1922 regierte, hatte sich vergeblich bemüht, die verfeindeten Mächte an den Verhandlungstisch zu bringen. Nicht zuletzt sein Friedens-Emmissär bekam das im Großen Hauptquartier der deutschen in Bad Kreuznach zu spüren. Der Sondergesandte war Eugenio Pacelli, danach Apostolischer Nuntius in Deutschland und als Pius XII. mit der größten Katastrophe des 20. Jahrhunderts konfrontiert. Als einen „Handwerker des Friedens“ hatte Benedikt XVI. seinen Vorgänger bei anderer Gelegenheit gewürdigt. Und wohl auch Pius XII. in Erinnerung gehabt und dessen Leitwort „Opus Justitiae Pax“ – „Frieden ist das Werk der Gerechtigkeit“. Der Vollständigkeit halber sei erwähnt: Benedikt segnet eine lebensgroße Statue, die Johannes XXIII. zeigt, ebenfalls mit einer Taube in der Hand. Auch dieser, Angelo Roncalli, Apostolischer Delegat des Heiligen Stuhls in Istanbul während des Zweiten Weltkrieges, hat sich der Opfer angenommen und dank seiner Vermittlung und Hilfe auch verfolgten Juden das Leben retten können. Auch Benedikt will „Handwerker des Friedens“ sein, in der Reihe seiner Vorgänger bis hin zu Johannes Paul II.. Die Zeitumstände lassen ihm keine andere Wahl. Nicht weit hinter der Türkei brennt es lichterloh.

„Einen Drahtseilakt ohne Netz und doppelten Boden“ hat er gemeistert. Die Medien diesseits und jenseits des Bosphorus sind sich einig, abgesehen von den notorischen

Stänkerern. Unisono titeln sie, dem Papst auf seinen Schreibtisch gelegt: „Feuerprobe bestanden“. Man musste ihn nicht für alles loben, aber für dieses Unternehmen ohne Abstriche. Nicht wenigen fällt ein Stein vom Herzen, nach den düsteren Vorhersagen, den Verlauf und seine persönliche Sicherheit betreffend.

IV.

Sanft wie ein Lamm

Kein Kreuzfahrer an der Küste Anatoliens, kein christliches Komplott in den Mauern Istanbuls, keine Reconquista – Propaganda, mit denen nationalistische und islamistische Scharfmacher ihre Schreihälsa auf die Straße riefen. „Ich bin als Freund gekommen und als Apostel des Dialogs und des Friedens“, gab er den Angstmachern zur Antwort.

Schon der erste Eindruck, kaum dass er seinen Fuß auf türkischen Boden gesetzt, die ersten Hände geschüttelt, die ersten öffentliche Worte gesagt hatte, verwarf die Klischees vom Vortag. „Demütig“ sei er angekommen – wohl unter Anspielung auf „Regensburg“. „Fromm wie ein Lamm“ habe er sich gegeben, sich bewegt wie auf „Samtpfoten“. Papst Ratzinger, der gezähmte Tiger aus dem ehemaligen Glaubenspalast? Die Presse liebte in diesen Tagen die Metaphern, beeindruckt von der Ausstrahlung Benedikts. Auf schwierigem Terrain hat er sein Meisterstück abgeliefert, als Diplomat, als feinsinniger Mensch. Manche werden im Verlauf der Tage dann wohl auch den „eigentlichen“ Joseph Ratzinger erkannt haben, der sich immer selbstsicherer in der nicht alltäglichen Welt des west-östlichen Diwan bewegte.

Nur die hermetische Abriegelung ganzer Wohnbezirke, die Sperrgitter an einigen Zufahrtsstraßen in Istanbul, Stenosen im Verkehrskreislauf einer Millionenstadt, störten die Bewohner der Hauptstadt. Potentielle Meuchler hätten sie kaum aufgehalten. Massenpublikum war nicht zu erwarten. Ankara und Istanbul sind nicht München oder Regensburg.

Vorweg: Was bleibt? Die Muslime sind angetreten zum Marsch durch die Institutionen. Nicht nur die „Islamisten“. Eine Studentin, eine bekennende Muslima, protestiert vor einer deutschen Fernseh-Kamera gegen das Kopftuchverbot an den Universitäten. Die Türkei sei ein „islamisches Land.“

Die orthodoxen Christen, namentlich die „Griechen“, fürchten weiterhin den Druck der staatlichen wie islamistischen Repression. Die Kurden, selbst Muslime, fallen der „Staatsvolk“-Doktrin zum Opfer, von den Yeziden (einer islamisch-kurdischen Volksgruppe) spricht kein Mensch mehr. Über einen schweren Stand klagen die Aleviten, jene eigenständige Religionsgemeinschaft, die aus vielen geistig-religiösen Quellen schöpft, mit einem islamischen Grundton, den sie als Familienzweig der Schiiten bewahren. Sie bilden immerhin die zweitgrößte religiös-ethnische Bevölkerungsgruppe. Dann die „Syrier“: zwischen allen Feuern, insbesondere jene aus dem Tur Abdin im Südosten Anatoliens, dem „Berg der Gottesknechte“, wo man in der Liturgie noch Aramäisch spricht. Das war auch die Sprache Jesu. Aramäisch, Arabisch, Hebräisch – so verwandt und doch so getrennt diejenigen, die diese Sprachen heute noch sprechen. Südosten der

Türkei: Anatolien, Mesopotamien, Wiege von Menschheitskulturen – „Urheimat“ des Monotheismus. Wer mag nicht an das antike Antiochia (heute Antakya) denken, Geburtsort der ältesten Christengemeinde, die sich auf Paulus zurückführt. Antiochia – die Dritte Stadt nach Rom und Alexandria, die den Kulturen und Religionen Wohnung gab, in „friedlicher Koexistenz“.

Das ging nicht lange gut und geht nicht gut, bis in unsere Tage. Menschen reden vom Frieden und führen Krieg. Berichte in den 70er und 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts zeugen von Gräueltaten, die Kurden an syrischen Christen verübten. Wieviel Aramäer und Armenier zählt Diyarbakir heute noch? Vielleicht zwei-, dreihundert? Im Vordergrund all dieser Schicksale im multikulturellen und multireligiösen Staat Türkei steht das Schicksal der Armenier: Ihre Zahl wird auf bis zu 70.000 geschätzt. Der Genozid vor 90 Jahren – der Begriff „ethnische Säuberungen“ war noch nicht geläufig – kostete bis zu eineinhalb Millionen Menschen das Leben. Dieser Völkermord wird bis heute vom Staat tabuisiert.

Den religiösen und ethnischen Minderheiten bleibt nur zu hoffen, dass der Besuch einer so weltweit geachteten Persönlichkeit wie die des römischen Papstes auch die politische Führung des eigenen Landes beeindruckt. Sich an die Verfassung hält. Ob mit oder ohne Mitgliedschaft in der Europäischen Union. Die innertürkischen Probleme stehen auf einem anderen Blatt. Die Islamisten sehnen sich nach einer Art Gottesstaat, die Nationalisten träumen vom Großtürkischen Reich, die Kemalisten fürchten um die Errungenschaften ihres Stammvaters Mustafa Kemal, genannt Atatürk. In Abwandlung einer Volksweisheit: „Wenn die Großen sich kämmen, verlieren die Kleinen die Haare“.

In der Blauen Moschee

Zum zweiten Mal besucht ein Papst eine Moschee: nach Johannes Paul II. in Damaskus jetzt Benedikt in Istanbul. Zunächst war nur die Hagia Sophia vorgesehen, die alte byzantinische Reichskirche, dann Moschee der Sultane und seit 1935, von Atatürk verfügt, ein Museum. Paul VI. war dort 1967 zum Gebet niedergekniet. Das hatte Ärger gegeben. Die Muslime wollen auch wieder hinein. Gegenüber liegt die Hauptmoschee.

Kurz vor Reisebeginn – „Regensburg“ hängt ihm doch wohl schwer nach – ändert er das Programm, entscheidet Benedikt sich auch für einen Besuch in der Sultan-Ahmet-Moschee. Sie ist die Hauptmoschee Istanbuls, eine Schönheit in jeder Hinsicht, als Sakralbau und kunstgeschichtlich. Im Tageslicht und in der Dunkelheit angestrahlt kommt ihre Schönheit zur Geltung. Die Kuppel, die Mauern aufwändig mit Fayence-Kacheln bedeckt – diese Zier gab ihr den Namen, unter dem sie Berühmtheit erlangte: „Blaue Moschee“. Der Besuch des Papstes ein hoher Repräsentant der Christenheit an einem zentralen Ort des Islam. Der Muslim spricht vom „Ort der Niederwerfung“.

Der Großmufti von Istanbul, Mustafa Cagrici, begrüßt und begleitet ihn. Sie durchschreiten den mit Teppichen ausgelegten *haram* (Betsaal). Auch Benedikt fügt sich der Regel, die Schuhe auszuziehen. („Leg deine Schuhe ab, denn der Ort, wo du stehst, ist heiliger Boden“, sagte der Herr zu Mose.) Man reicht Benedikt weiße Pantoffel. Benedikt in einem Haus Gottes. Hier spricht man anders als in Amtsräumen. Der Mufti, also ein gebildeter Mann und islamischer Rechtsgelehrter, versteht sich auf Komplimente. Von der Botschaft des Papstes gehe Synergie aus, die sich auf das Verhältnis zwischen den Religionen auswirken möge. Angekommen an der Stelle, wo die *mibrab* (Gebetsnische) nach Mekka weist, zum zentralen Heiligtum der Kaaba, bittet er den Papst leise: „Lassen Sie uns einen Moment innehalten“. Es ist der Ort, an dem der Beter, wie vorgeschrieben, sein Haupt neigt und sich schließlich mit dem ganzen Körper zu Boden beugt, in Andacht vor Gott, der Welt für diesen Moment entrückt.

Cagrisi wird später vor Journalisten erklären: Der Gedanke sei ihm spontan gekommen. 30 bis 40 Sekunden für ein stilles Gebet, habe er gemeint. „Im Namen des Allerbarmers, des Barmherzigen.“ Die *Bismillab*, der erste Satz des Koran, eröffne jedes Gebet und jede fromme Handlung eines Muslims, erläutert der Mufti. Benedikt bleibt höflicher Zuhörer. Lehrmeinungen aus Rom sind hier nicht angebracht. Sonst würde er antworten: Fromme Christen beginnen ihr Tagwerk mit der Anrufung Gottes, die dem Grunde nach der islamischen verwandt ist, allerdings mit einem wesentlichen Punkt „unterscheidend“: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“. Die Lehre von der „Dreieinigkeit“, sie will einem Moslem nicht in den Kopf, auch dem Juden nicht. Den Christen musste der heilige Patrick dieses Geheimnis mit Hilfe eines Kleeblatts beibringen.

Nachdem der islamische Geistliche sich längst schon aus der geistlichen Betrachtung in die diesseitigen Pflichten zurückgerufen hatte, stand Benedikt immer noch unbeweglich neben ihm, in stiller Andacht, die Augen leicht geschlossen, den Mund leicht geöffnet. Unbeeindruckt von den Kameras, die ihn tastend absuchten, bildfüllend, vom Kopf zu den Händen und wieder zurück. Detektoren der enttabuisierten Gesellschaft.

Hat Benedikt nun in der Blauen Moschee „wie ein Moslem“ gebetet, „mit dem Blick nach Mekka“ – wie die türkischen Zeitungen überschwänglich berichten? (Rückfrage: In welche Richtung würde ein Muslim schauen, beim Besuch etwa des Kölner Domes, mit dem Dompfarrer im Angesicht des Altarkreuzes?) – Nein, er hat die Hände nicht zum Gebet gefaltet, nach Art der Christen. Seine Lippen bewegten sich kaum. Die Hände waren zwar zusammengelegt, wie Muslime beten, aber nicht, wie die Regel vorschreibt. Sein Blick fiel nicht auf die Stelle, wo der Beter mit der Stirn den Boden berühren wird. Auch der Mufti wird nicht in die Knie gehen.

Benedikt hat sein Brustkreuz, das goldene Pektorale, nicht abgelegt. Der Unterschied sollte sichtbar sein. Keine Fehldeutung bitte. War es nötig, dass der Vatikan eilfertig mitteilte, der Papst habe nicht gebetet, sondern nur „meditiert“? Wen geht das an, wie Be-

nedikt in diesem Augenblick mit seinem Schöpfer gesprochen hat? Ob Gott, Allah oder der Ewige – er hat immer Sprechzeit. Benedikt hat den Spekulationen schließlich ein Ende gemacht, in der Mittwochs-Audienz, am 6. Dezember, am Nikolaustag. Er spricht nicht explizit von einem „Gebet“, sondern umschreibt, was die Umstehenden nach eigener Wunschvorstellung und Wirklichkeit wahrgenommen haben. Radio Vatikan überliefert den Papst mit den Worten: „In Bezug auf den interreligiösen Dialog“ habe die Göttliche Vorsehung es ihm erlaubt, gegen Ende seiner Reise eine anfangs nicht vorgesehene Geste zu setzen, die sich dann als sehr bedeutsam erwiesen habe: Der Besuch in der berühmten Blauen Moschee von Istanbul. „An diesem Ort des Gebets verharrete ich einige Minuten in Sammlung und wandte mich an den Einen Gott des Himmels und der Erde, den barmherzigen Vater der gesamten Menschheit.“ Auf die Feinheiten der Wortwahl kommt es an. Niemanden verletzen, aber keine falschen Illusionen wecken.

Mustafa Cagrici jedenfalls hatte dies schon „vor Ort“ erfasst und das „Gebet“ des Papstes auf seine Weise gedeutet. Benedikt müsse in diesem Augenblick wohl sehr „glücklich“ gewesen sein. Eine anderweitig abgenutzte Vokabel. In einem Moment wie diesem in der Blauen Moschee aber das einzige Wort, um die Tiefe, den inneren, den „spirituellen“ Wert zur Sprache zu bringen. Wem der Euphemismus zu weit geht, dem mag die profane Feststellung des Muftis genügen: Es war „eine schöne Geste“, und – da wieder dieses „Regensburg“ – diese Geste war bedeutsamer als eine wörtliche Entschuldigung. Nur die Fundamentalisten in der Redaktionsstube von „*Milli Gazete*“ konnten nicht über ihren Schatten springen. Als wollten sie das „Mea culpa“ erzwingen.

V.

Zeichen der Zeit

Der Besuch in der Blauen Moschee – man kann aus dem Augenblick die Wirkung nicht einschätzen. War dies ein großer Schritt, nach dem Versuch seines Vorgängers beim der Omajjaden-Moschee in Damaskus? Man erinnert sich an die interkonfessionellen Begegnungen von Assisi, von Johannes Paul II. ins Leben gerufen. Die Vertreter der Religionen trafen sich zum Friedensgebet. Zur selben Stunde, am selben Ort. Aber nicht zum selben Gebet. Sondern jeder auf seine Weise. Beim letzten Mal schon nicht mehr gemeinsam, sondern in getrennten Räumen. Kardinal Ratzinger mochte seine Vorbehalte gehabt haben, aber er blieb den Begegnungen nicht fern. In Istanbul ist er, das Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche, einen Schritt weiter gegangen. Auf der Linie seines Vorgängers. Alle Religionen sind aufgerufen. Alle Menschen guten Willens. Die drei Religionen, die sich auf den Gott Abrahams berufen, könnten den Anfang machen. Nicht das Trennende, sondern das Verbindende suchen. Ein Zeichen der Zeit, um mit Johannes XXIII. zu sprechen.

Im Haus der Muttergottes

Benedikt, der Seelsorger, der Hirte. Er war natürlich auch gekommen, um der eigenen kleinen Herde, den lateinischen und den so genannten unierten Katholiken Mut zuzusprechen. In Istanbul und, ein Höhepunkt des pastoralen Teils der Reise, mit der Wallfahrt zur Gottesmutter nach Ephesus. In einem Wohnhaus auf dem „Nachtigallenhügel“ soll sie bis zu ihrem Tod in einer der ersten Christengemeinden gelebt haben. Eine fromme Legende oder Vision einer deutschen Mystikerin des 19. Jahrhunderts? Anna Katharina Emmerick, die stigmatisierte Seherin aus dem dem westfälischen Münsterland, will in einer Visionen die Grabstätte der Mutter Gottes in Ephesus erkannt haben. Auch die andere Maria, die rätselhafte Magdalenerin, soll in Ephesos ihren Lebensabend verbracht haben. Oder ist die eine doch in Jerusalem gestorben, die andere als „Büßerin“ in Frankreich? Glaube verlangt keine gesicherten Beweise. Auch gläubige Muslime pilgern zum „*Meryem Ana Evri*“. Für die Gefolgschaft des Propheten Mohammed ist es das Haus der Maria, der Mutter des Propheten Issa.

Ephesus, das ist der Ort, wo Johannes, der „Lieblingsjünger“, sein Evangelium schrieb, der Völkerapostel Paulus predigte, „der türkische Jude mit dem römischen Pass“ (wie ihn der Journalist Paul Badde bezeichnet). Ephesus auch der Ort, wo der neue Glaube im Streit um die wahre Heilslehre zum ersten Mal zerfiel. Ist der Jesus von Nazareth wahrer Gott und wahrer Mensch; seine Mutter eine „Gottesgebärerin“? Ein Konzil musste das klären, eine „Räubersynode“ blieb auf der Strecke. Die Geschichte der Spaltungen und Bannflüche begann, bis hin zum großen morgenländischen Schisma von

1054. Da ging es nicht mehr nur um theologische und kirchenrechtliche Fragen zwischen dem Papst in Rom und dem Kaiser von Byzanz und dem Patriarchen von Konstantinopel, sondern massiv auch um weltliche Macht.

Zwischen Religion und Politik

An die mitreisenden Journalisten hatte Benedikt auf dem Hinflug ausgegeben: Dies ist keine politische Reise, sondern eine pastorale. Zumindest am Ankunftstag ließ sich diese Unterscheidung schwer durchhalten.

Wäre Benedikt nur als Oberhaupt seiner Kirche angereist, den politischen Autoritäten des säkularen, laizistisch verfassten Staates hätte dies so gleichgültig sein können wie dem Gros des türkischen Staatsvolkes. Nun ist der Papst – ein völkerrechtliches Unikat – in einer Person auch Staats- und Regierungschef, hatte folglich, Regensburg hin oder her, Anspruch auf die protokollarischen Gepflogenheiten – nicht zuletzt wegen der auf die Türkei gerichteten Augen der ganzen Welt, und irgendwie – wie man sich leicht denken konnte – in besonderer Weise aus dem Blickwinkel von Brüssel. Zwar winkten keine Fähnchen, als der Airbus A321, Flugnummer AZ 4000, mit dem inzwischen bekannten Namen „Piazza de Duomo di Lecce“ (dieses Alitalia-Flugzeug hatte Benedikt auch nach München gebracht) pünktlich um ein Uhr Mittag Ortszeit auf der Landebahn von Esemboga, dem Flughafen der Hauptstadt Ankara, aufsetzte.

Nun stand doch, entgegen den Spekulationen, ein angemessenes Empfangskomitee am Roten Teppich, direkt vor der Gangway: der Bürgermeister der Stadt, ein ranghoher General und – nicht mehr überraschend, weil inzwischen zweckdienlich vom staatlichen Presseamt angekündigt – auch Recep Tayyip Erdogan, der Ministerpräsident.

Zunächst hatte der Regierungschef nicht gewollt oder nicht gekonnt. Ein „lange im Voraus bekannter Termin“: Die NATO-Gipfelkonferenz schien ein nicht ungünstiger Entschuldigungsgrund. Wer und was immer ihm zu der höheren Einsicht verholfen haben mag, eine derartige Brüskierung des hohen geistlichen Besuchers besser nicht zu riskieren – nun stand er bereit, den Papst „per Handschlag“ zu begrüßen. Den Anstand zu wahren, wie ihn der Prophet Muhammad gelehrt hat, bemerkt später die „*Zaman*“ (Zeit), eine gemäßigt islamische, der Regierung nahestehende Zeitung.

Großes Protokoll auf dem Flughafen wäre in diesem Fall von der Sprechzeit abgegangen. Ein Viertelstündchen. Die Regierungsmaschine nach Riga wartete schon startbereit. Erstmals in einem einmal von der Sowjetunion okkupierten Staat. Und ein ganz anderes Problem mit der islamischen Welt: Afghanistan, und im Hintergrund auch Iraq, Libanon, unausgesprochen auch Tetschenien und der Kaukasus.

Selbstverständlich bleibt die Reise des Papstes nicht unberührt von der politischen Lage und den aktuellen Ereignissen in der gesamten Region des Nahen Ostens. So nutzt er in Ephesus die Gelegenheit zu einer Botschaft: „Von diesem Streifen der anatolischen Halbinsel, einer natürlichen Brücke zwischen den Kontinenten, erbitten wir Frieden und Versöhnung, besonders für jene, die in dem Land wohnen, das wir „heilig“ nennen und als solches sowohl von den Christen als auch von den Juden und Moslems angesehen wird. Frieden der ganzen Menschheit.“ Könnte ihn eine seiner nächsten Pastoralreisen in das Heilige Land führen? Auf den Spuren seiner Vorgänger Paul VI. und Johannes Paul II.? Den Wunsch hat er schon geäußert. Eine Delegation des israelischen Außenministeriums war inzwischen im Vatikan. Die diplomatischen Beziehungen funktionieren, mit gelegentlichen Betriebsstörungen. Vor einer Reise nach Jerusalem müssen Fragen geklärt werden, die den Rechtsstatus der dortigen Kirche klären. Ein wenig „türkische Verhältnisse.“ Die Zeit der osmanischen Hoheit wirkt offenbar nach.

Willkommen in Europa?

Politisches Spitzengespräch in der VIP-Lounge am Flughafen von Ankara. Zwei Sessel sind bereitgestellt, ein Tischchen mit Gebäck und Kaffee dekoriert, unter einem großen Porträt von Mustafa Kemal, genannt Atatürk, dem „Vater der modernen Türkei.“ Ein Viertelstündchen sei vorgesehen. Andere zählen 20 Minuten. Man kann nicht die ganze Weltpolitik durchgehen. Der bekennende Muslim und der katholische Theologe würden sich wohl kaum in ein Religionsgespräch vertiefen, wie weiland Kaiser Manuel zu Byzanz mit einem islamischen Gelehrten. Aber darauf kommt es Erdogan wohl auch nicht an.

Ist Benedikt der Türkei nicht noch etwas schuldig, spätestens seit Regensburg? Hatte sich Kardinal Ratzinger nicht gegen eine EU-Mitgliedschaft der Türkei ausgesprochen? Man sollte ihn hier und jetzt um Unterstützung bitten. Erdogan – unter Verletzung diplomatischer Gepflogenheiten – trägt auf den Markt, was er mit dem Papst unter vier Augen besprochen hat. Italienisch wurde kommuniziert. Eine bekannte türkische Schauspieler, Serra Yilmaz, übersetzte. Erdogan zitiert den Papst: „Ich bin zwar kein Politiker sei, aber ich wünsche mir, daß die Türkei in die EU kommt.“ Und als wollte er den Papst auf diese Zusage festnageln, fügt der Türke hinzu: „Das ist im Protokoll festgehalten.“ So berichten anderntags die Medien. Gegenüber Staatspräsident Ahmet Necdet habe der Papst seine Auffassung wiederholt. Der erwünschte Effekt.

Hat Benedikt wirklich? Und in welcher Form stellt er sich die „europäische Türkei“ vor? Auf welchem Terrain bewegt er sich? Hat er die bedrängte Lage der Christen vor Augen? In der Presse ist schon von einem Kurswechsel des Papstes die Rede. Wenn er dementiert, verschlimmert er die Angelegenheit. Vatikanische Interpreten müssen einspringen. Der Pressesprecher, Jesuitenpater Lombardi, erklärt gegenüber der Katholischen Nachrichten-Agentur: Der Vatikan habe nicht die Macht und nicht die besondere

politische Aufgabe, in einer so fest umrissenen Angelegenheit wie einem EU-Beitritt zu intervenieren und strebe dies auch nicht an. Aber völlig dementieren will er offenbar die Äußerungen des Papstes nicht. Spricht davon, dass der Heilige Stuhl eine positive Haltung zu einer „Annäherung“ der Türkei an die EU einnehme. „Wenn die Türkei alle Kriterien erfüllt, warum sollte sie nicht beitreten?“, sagt der neue Vatikansprecher, wohl noch etwas unsicher auf dem glatten diplomatischen Parkett, wie die Agenturen melden. Vorsorglich weist er darauf hin, dass der Vatikan kein Mitglied der EU sei und daher in dieser politischen Frage keine Position beziehen könne. Was denn nun?

Auf eine konkrete Form der Mitgliedschaft hat sich Benedikt nicht festgelegt, Wie könnte er auch. Er wird im *Spiegel* zwar mit dem Satz zitiert : „Ich als Oberhaupt der Christenheit erkläre, dass die Türkei zu uns nach Europa gehört“. Aber erstens weiß der Korrespondent dies nur vom „Hörensagen“, wie er einräumt, und zweitens entspricht die Formulierung nicht dem Sprachgebrauch vatikanischer Diplomatie, die sich Papst Benedikt, davon wird man ausgehen können, inzwischen peinlich genau zu eigen gemacht haben dürfte. Andererseits weicht er von früheren, eher negativen Äußerungen des Kardinals ab. Vielleicht hat dazu eine gewisse politische „Nachhilfe“ aus dem Pharnar beigetragen. Patriarch Bartholomaios jedenfalls nimmt eine klare Haltung für einen EU-Beitritt der Türkei ein, sekundiert von dem einflussreichen Bischof Augoustinos, dem Metropolen von Deutschland und Exarchen von Zentraleuropa. Beide versprechen sich von einer Aufnahme der Türkei in die Europäische Union auch Vorteile für die in äußerst bedrängter Situation lebenden griechisch-orthodoxen Christen am Bosphorus. Schließlich braucht es nicht viel Phantasie, sich vorzustellen, dass eine Isolation des Landes am Bosphorus nur den Radikalen in die Hände spielen dürfte.

Interessant nachzulesen ist in diesem Zusammenhang die Auffassung, die Kardinal Ratzinger vor zwei Jahren in der französischen Tageszeitung „Le Figaro“ vertrat. Er betonte, daß die Türkei zwar „historisch nie ein Teil von Europa gewesen sei. Das politische System halte sich für einen säkularen Staat, „dies allerdings auf der Grundlage des Islam“. Dennoch billigte er dem Land am Bosphorus eine tragende Rolle an dieser Nahtstelle im Nahen Osten zu. Die Türkei könnte versuchen, ein kultureller Kontinent mit benachbarten arabischen Ländern sein und auf diese Weise zum Vorkämpfer einer Kultur werden, die ihre eigene Identität besitzt: „dies aber in Gemeinschaft mit den großen humanistischen Werten, die wir alle anerkennen sollten.“ Diese Idee schließe „Formen der Partnerschaft und der engen freundschaftlichen Zusammenarbeit mit Europa“ nicht aus. Vielleicht denkt er an Angela Merkels Konzept der „privilegierten Partnerschaft.“ Hat in jüngster Zeit wiederholt mit ihr gesprochen. Aufklärungsarbeit bedarf es vielleicht noch in München. Edmund Stoiber hat nun einmal beschieden: „Die Türkei ist kein europäisches Land, und wer sie aufnimmt, ändert den Charakter Europas, und das will ich nicht.“ *Milliyet*, das linksliberale Istanbuler Blatt, kommentierte solche Aussprüche: Konservative Politiker würden die EU wohl für einen Christenclub halten.

Wegen der Zypernfrage will Stoiber, dass die Beitrittsverhandlungen zumindest auf Eis gelegt werden, solange die Türkei ihre bisherigen Verpflichtungen nicht erfüllt. Den Türken wird vorgeworfen, das auch von ihnen unterschriebene Ankara-Protokoll zu verletzen, das die Ausweitung der Zoll-Union auf alle neuen EU-Mitglieder, also auch auf Republik Zypern, die Inselhälfte der Insel-Griechen, festschreibt. Konkret: Schiffe, Flugzeuge, Häfen. Andererseits verlangt die Türkei die Anerkennung der bisher nur von Ankara bestätigten Türkischen Republik Nordzyperns und in diesem Zusammenhang die Aufhebung des EU-Handelsembargos, das von Brüssel verhängt wurde, weil die Türkei die angeblich souveräne türkische Inselhälfte militärisch besetzt hält. Somit eine ständige Lunte zwischen zwei „ewig lange“ verfeindeten Inselnachbarn, getrennt durch eine grüne Linie auf der Straße, geschichtlich und kulturell aber durch Welten voneinander getrennt. Das Ende vom (bisherigen) Lied: Die EU-Kommission hat die Beitrittsverhandlungen teilweise ausgesetzt, aber nicht vollständig gestoppt. Die Tür bleibt offen.

Zypern hat schon angekündigt, die Weiterverhandlungen blockieren zu wollen. Die Reaktion ließ nicht lange auf sich warten. Staatspräsident Ahmet Necdet Sezer, kaum hatte sich der Papst verabschiedet, verweigerte die Unterschrift unter ein Gesetz, das, vom Parlament bereits verabschiedet, die Eigentumsrechte der nicht muslimischen Religionsgruppen, also der Minderheiten, regeln soll, wie von der EU gefordert. Betroffen sind vor allem die griechischen und armenischen Christen sowie die Juden.

So erreichte die Realpolitik im Nahen Osten auch diese doch „nur“ als Pastoralbesuch deklarierte Reise. Vom „historischen Zusammenprall“ der Kulturen zur neuen sich zur globalen Konfrontation ausweitenden „Kriegserklärung“ militanter Fundamentalisten. Auch den Papst nahmen sie erneut ins Visier. Eine wenig bekannte „Bewegung Islamischer Staat im Irak“, angeblich vom El Quaida-Netzwerk unterstützte sunnitische Aufständische, wüteten, der Papst wolle in der Türkei die Flamme des Islam auslöschen, in dem Schlamm des von Atatürk begründeten Säkularismus. Einmal mehr auch die abgegriffene Unterstellung vom christlichen Kreuzzug, gleich vermischt und vermengt mit den Kreuzzählern in Afghanistan und Irak, die sich dort ihre Abfuhr holten. In der Tat nicht nur ein politisches Minenfeld, auf dem sich der Papst bewegte. Die strengsten Sicherheitsmaßnahmen wohl nicht überflüssig erscheinen ließen. Sicherheitsstufe „Rot“. Wie „La Repubblica“ meldete – mit Insider-Informationen aus dem Vatikan immer einer Nase voraus – soll der Vatikan, der zwar über Sicherheitsbeamte, aber nicht über einen Geheimdienst im engeren Sinne verfügt, mit Agenten des israelischen Mossad zusammengearbeitet haben.

Wie zum Beleg wird zu gleicher Zeit bekannt, dass bei einer Razzia in Deutschland eine türkische Terrorgruppe festgenommen wurde, die sich „Revolutionäre Volksbefreiungsfront“ nennt. Den Extremisten wird vorgeworfen, das türkische Regierungssystem zerstören zu wollen. Die sich in letzter Zeit häufenden Meldungen in der türkischen Presse lassen davon ausgehen, dass Gruppen, die dem Terror-Netzwerk al-Quaida zugerechnet

werden, in der Türkei operieren. Auf ihr Konto kommen, so wird berichtet, mehrere Bombenanschläge in türkischen Großstädten, unter anderem der Angriff im November 2003. Vor zwei Synagogen, dem britischen Konsulat und einer Bankfiliale in Istanbul waren Sprengsätze explodiert. Mehr als 60 Menschen wurden dabei getötet. Während des Papstbesuches hatte es eine Reihe von Razzien gegen mutmaßliche islamische Terroristen gegeben. Es soll zu Festnahmen gekommen sein; Anfang Dezember soll dann auch der Chef der „türkischen al-Qaida“ ins Netz der Fahnder gegangen sein. Allen zur Erleichterung: Dem Papst wurde – entgegen den anonymen Drohungen, die offenbar auch zum Waffenarsenal des Krieges aus dem Hinterhalt zählt – kein Haar gekrümmt.

VI.

Handwerker des Friedens

Ministerpräsident Erdogan, der Redselige, erzählte den Journalisten, was er – wohl auch vor diesem Hintergrund – mit dem Papst bei der Kurzbegegnung besprochen hat. Er habe diesen über die „Allianz der Zivilisation“ unterrichtet, die er, Erdogan, gemeinsam mit dem spanischen Ministerpräsidenten Jose Luis Rodriguez Zapatero leite. In einem „Appell von Istanbul“ werde für mehr Verständigung zwischen dem Islam und dem Westen geworben. Reaktion auch auf die Anschläge von New York und Madrid. Das Manifest soll im Dezember den Vereinten Nationen in New York vorgelegt werden. Papst Benedikt habe ihn um den Text gebeten. Das trifft sich mit der Auffassung des Kardinals vor zwei Jahren im „Figaro“, die Zusammenarbeit der Türkei mit Europa „erlaube die Entstehung einer geeinten Kraft, die sich jeder Form von Fundamentalisten widersetzen würde.“

„Brückenbauer“ will er sein, „Handwerker des Friedens.“ Kein scharfkantiges Wort. Lieber Komplimente à la Orient. In das Besucherbuch der nationalen Gedenkstätte trägt er sich, sich auf Kemal Atatürk beziehend, mit den Sätzen ein: „In diesem Land, einem Treffpunkt verschiedener Religionen und Kulturen und Brücke zwischen Asien und Europa, mache ich mir gern die Worte des Gründers der Türkischen Republik zu eigen: Frieden in der Heimat, Frieden in der Welt.“

Den Krakeelern – „Papst bleib weg“ – antwortet er mit einem Wort seines Vorgängers Johannes XXIII. / Angelo Roncalli, als dieser in Istanbul residierte: „Ich liebe die Türken, die ihren Platz in der Geschichte der menschlichen Zivilisation haben.“ Er, Benedikt, hege die gleichen Gefühle. Der Großmufti von Istanbul, Ohrenzeuge dieser Worte während einer Begegnung im Religionsamt, zeigte sich noch am übernächsten Tag beeindruckt, als er Benedikt in der Blauen Moschee empfing: Von der Botschaft des Papstes gehe eine ungläubliche Synergie aus.

Wieder zu Hause in Rom, hatte Benedikt seine neue Liebe betont: Er sei in den Vatikan zurückgekehrt mit der Seele voller Dankbarkeit für Gott und „mit Empfindungen aufrichtiger Zuneigung und Wertschätzung für die Bevölkerung der geliebten türkischen Nation“, von der er sich „gut aufgenommen und verstanden gefühlt“ habe. In der Mittwochsaudienz (am Nikolaustag) hatte er zuvor allerdings betont, die Türkei sei ein „emblematisches“ (kennzeichnendes) Land in Bezug auf die großen Herausforderungen, „denen wir uns heute auf internationaler Ebene gegenübersehen“. Einerseits müsse die Realität Gottes und die Bedeutung des Glaubens wiederentdeckt, andererseits sich gestellt werden, „dass der Ausdruck des Glaubens frei ist, frei auch von fundamentalistischen Degenerationen, und außerdem dazu imstande, jede Form von Gewalt zu verwerfen.“

Sicherheit

Wie reist ein Sendbote des Friedens und der Versöhnung? Von militärischen AWACS-Aufklärungs-Flugzeugen geschützt, von Patrouillen der Marine, von Scharfschützen, Antiterrorkommandos, Sprengstoff-Experten, Polizei und Sondereinheiten, Abwehrspezialisten der Staatsicherheits- und Nachrichtendienste, Hubschraubern über Straßen und Plätzen, einer Phalanx von Leibwächtern; in gepanzerter, abgedunkelter Limousine, die ihn im Eiltempo zu den Pflichtterminen fährt, auf weiträumig abgesperrten Straßen, vorbei an leeren Bürgersteigen. Schärfer bewacht als der amerikanische Präsident. Falls dies ein Maßstab sein soll. Da mochte es wie ein Glücksmoment erscheinen, daß *Sabah*, die populäre Tageszeitung in Ankara, ihre Titelseite mit der Schlagzeile aufmachte: „Benvenuto“ Nur *Milli Gazete*, der radikalen Nationalzeitung, schien es nicht genug: Besteht auf förmliche Entschuldigung. Gemeint ist „Regensburg“. Der Papst erwähnt den Vorgang mit keinem Wort. Aber er kommt nicht „ungeschoren“ davon.

Das Protokoll achtet auf die geltende Hierarchie im Lande Kemal Atatürks: Erst Staat und Politik und der obligatorische Besuch in der „Kathedrale der Nation“, dem Atatürk-Mausoleum. Kranzniederlegung am Sarkophag des Staatsgründers. Zwei Soldaten der Ehrenwache, angeführt von einem Offizier mit gezogenem Säbel: In gemessenem Defilier-Schritt tragen sie einen Kranz voran. Ein Gebinde in den türkischen, nicht den vatikanischen Staatsfarben, weiße und rote Blüten – durchzogen von einem Namensband mit der schlichten Inschrift: Papa Benedikt XVI..

An dieser Gedenkstätte, die einem nationalen Gral gleichkommt, wird die Rolle des türkischen Militärs im Staate Atatürks vielleicht am augenfälligsten. Die Streitkräfte, die als säkular orientiert gelten, sehen sich an erster Stelle berufen, das Erbe des Gründers der Republik zu schützen und sie notfalls gegen die Gegner der laizistischen Staatsdoktrin durchzusetzen, insbesondere die Trennung von Staat und Religion betreffend. Anfang Oktober diesen Jahres hat der türkische Armeechef Yasar Büyükanit in der Istanbuler Militärakademie vor einer islamistischen Bedrohung des Staates gewarnt. Der Säkularismus müsse mit jeder Art von Maßnahmen geschützt werden. Die politischen Machtübernahmen in den Jahren 1960, 1971 und 1980 lassen keinen Zweifel daran. Auch nicht der 1997 von den Generälen durchgesetzte Rücktritt des religiös-nationalkonservativen Ministerpräsidenten Necmettin Erbakan, Gründer der ersten „Milli Görüs“-Bewegung.

Die Türkei im Spätjahr 2006: Geht es wieder einmal um die „Schicksalsfrage der Nation“ – oder kündigt lediglich ein leichter Tremor die Wahlen im kommenden Jahr an? Im Mai 2007 wählt das Parlament den Staatspräsidenten. Das Ergebnis dürfte nicht ohne Folgen wiederum für die Parlamentswahlen im November sein. Sollte sich Ministerpräsident Erdogan, der „gezähmte“ Muslim, zum ersten Mann im Staat wählen lassen, eine First Lady „mit Kopftuch“ an seiner Seite? Für die Laizisten „ein Graus“, schreibt ein deutscher Zeitungskorrespondent. Wie sehr diese Fragen das Volk aufwühlen, zeigte

sich nach dem Tod von Mustafa Bülent Ecevit, einem der bedeutenden Nachkriegspolitiker der Türkei. Seine persönliche Integrität erwarb ihm Achtung über Parteigrenzen hinweg. Er war der von den Menschen geliebte „schwarze Junge“ – ein Spitzname, den er seinem bis ins hohe Alter gepflegten Haar verdankte.

Ecevit war, nach schwerem Leiden, am 5. November 2006 gestorben. Millionen trauerten um den Staatsmann und ebenso angesehenen *homme des lettres*. Seine Beisetzung auf dem exklusiven Staatsfriedhof wurde zur Demonstration gegen die „Irtica“, die islamische reaktionäre Rechte, und für die von Atatürk verordnete Doktrin und Disziplin des Laizismus, die wie eine Art Erlösungsbotschaft von ihren Jüngern verteidigt wird. Sie hatte versprochen, den osmanischen Feudalstaat aus den Fesseln eines religiös-fundamentalistischen, mit Korruption und Machtwillkür verknüpften Herrschaftssystems zu befreien. Die Angst vor einer Wiederkehr „spät-osmanischer“ Verhältnisse scheint den Verfechtern der säkularen Staatsordnung bis zum heutigen Tag wie ein Alb im Nacken zu sitzen.

Die militärischen Hardliner gewinnen offenbar wieder die Oberhand und mischen sich verstärkt in die Tagespolitik ein, ob innen oder außen, Kurdenfrage oder Zypern. Brüssel zeigt sich besorgt über den nach wie vor bedeutenden politischen Einfluss der Waffenträger, der den demokratischen Prozess am Bosphorus nicht unberührt lässt.

Die „vier Tage in der Türkei“ – zudem belastet sowohl durch die innenpolitischen Zustände als auch durch „Regensburg“ – für Benedikt XVI., soweit es den politischen Teil seines Besuchs angeht, kaum mehr als eine Gelegenheit, um mit symbolreichen Gesten guten Willen zu zeigen, und wohl auch, um ein wenig „Wiedergutmachung“ zu leisten.

Der Mann des Kreuzes ist gekommen, ohne ein Kreuz zu zeigen, jubeln die Tageszeitungen. Benedikt hatte im langen weißen Wintermantel das Flugzeug verlassen. Wohl nicht nur der Tagestemperatur wegen. Das bischöfliche Brustkreuz wird von der Oberbekleidung verdeckt. Das erste Bild von ihm, das anderentags die Titelseiten beherrscht, ist also ein „neutrales“. Später wird er die Insignien nicht verbergen.

Das Zeremoniell im Mausoleum beendet ein Trompetensignal. Kaum ist es verklungen, ertönt der Ruf des Muezzin vom Minarett der nahen Moschee: Allah ist der Allergrößte. Kommt, o ihr Gläubigen, zum Gebet. Deutlicher kann man dem christlichen Religionsführer nicht bedeuten, wer im Land den Ton angibt. Atatürk hin, Erdogan her.

Religionsfreiheit

Es gab Steine wegzuräumen. Gleich am ersten Tag, nach den politischen Verpflichtungen, Termin beim Präsidenten des Amtes für Religiöse Angelegenheiten, Herr über mehr als 70.000 Moscheen und Imame, im Auftrag des Staates, aber sichtbar auf weit-

gehende Eigenständigkeit bedacht. Ali Bardakoglu, Professor für Islamisches Recht, empfängt seinen Gast aus dem Vatikan vor der Tür. Eine Geste bevorzugter Aufmerksamkeit. Würdevoll trägt er den roten Fez, mit dem weißen Turban umwunden. Dazu einen langen weißen Mantel, mit goldenen und roten Borten besetzt. Selbstbewusstsein. Augenhöhe. Der Papst will schon mit dem Protokoll ein Zeichen setzen. Nicht er empfängt, sondern wird empfangen. Kein „Gang nach Canossa“, schreiben vorsorglich einige Kommentatoren. Eine Geste der Versöhnlichkeit. Die Großmuftis von Istanbul und Ankara nehmen an dem Gespräch teil. Ein christlich-islamischer Gipfel.

Zunächst die Förmlichkeiten und Höflichkeitsadressen. Übereinstimmung wird festgestellt. Dringlichkeit des Dialogs. Einander besser kennenlernen, Gemeinsamkeiten anerkennen, die Unterschiede respektieren, Spannungen ohne Gewalt überwinden. Oder, wie der Papst dem begleitenden Journalistenkorps erklärte: Die Differenz und Kohärenz zwischen Christen und Muslimen ausloten.

Einig waren sie sich die geistlichen Herren auch in der Klage über den fortschreitenden Säkularismus in der Welt, den Relativismus und den Nihilismus. Die strenge Verbannung der Religion aus dem öffentlichen Leben führe in die Sackgasse, sagt der Papst und begibt sich auf „vermintes“ Gelände. Doch er fügt hinzu, Angebot und Mahnung zugleich in beiden Richtungen: Die Religionen sollten sich aus der konkreten Politik heraushalten, sich selbst nicht gewaltsam gegenüber anderen durchzusetzen versuchen, sondern gemeinsam sich bemühen, akzeptable Lösungen für eine bessere Welt zu finden. Nach dem Titel eines Buches über Joseph Ratzinger, dem Auftrag Jesu, einer christlichen Maxime folgend: „Ihr seid das Salz der Erde.“ Der Papst in einer seiner Ansprachen in der Türkei fährt fort: „Das setzt allerdings voraus, dass auch der Staat die Religionen als gesellschaftliche Kraft akzeptiert, die freie Religionsausübung auch in der Praxis durchsetzt, insbesondere für die religiösen Minderheiten.“ Man habe den Eindruck, dass der Staat gezielt die Sunniten als überwiegende Mehrheit der Bevölkerung fördere, sagen Kenner der Verhältnisse. Die anderen allenfalls Bürger zweiter Klasse dieser „Staatsvolk“-Politik und -Ideologie.

Was kann man tun? Wo Worte nicht reichen, überrascht Benedikt auch mal mit einer Geste. Wie man ihn so gar nicht kennt: Bei der katholischen „Familienfeier“ auf dem „Nachtigallenhügel“, wo die Gottesmutter gelebt haben soll, beendet er die Fürbitte am Schluss seiner Predigt auf Türkisch: „*Aziz Meryem Mesih'in Annesi bizim icin Dua et*“ – „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns.“ Auf Türkisch auch die Dedikation und der Friedensgruß zu Beginn der Predigt: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Der Friede sei mit Euch.“ Das ist die auch dem Muslim geläufige, wenn auch bei der Anrufung Gottes verschiedene Formel. „Im Namen Allahs, des Allerbarmers, des Barmherzigen. *Selamiin Aleyküm.*“ Nach dem Gottesdienst im Freien, umringt von den Gläubigen, ergreift er spontan eine türkische Fahne – die Kameras sind dabei: Schaut her, meine Christen wollen auch gute Bürger sein. Als sei dies nicht genug, wird er mit den Worten zitiert: „Ich habe die große türkische Kultur immer be-

wundert, deshalb war es seit Beginn meines Pontifikats mein inniger Wunsch, die Türkei zu besuchen, „die Freundschaft zwischen dem Heiligen Stuhl und der Türkei zu vertiefen. Ich wollte einen Beitrag leisten zur Begegnung der Kulturen, zur Arbeit für Frieden und Versöhnung. Das ist die Pflicht unserer Zeit.“

Jedes Wort wiegt. Wer kann kontrollieren, wie es auf Fanatiker wirkt? Nein, die Türkei wird nicht sein Grab, wie ihm vor Antritt der Reise angedroht worden war. Aber andere müssen sterben: Der Priester Andrea Santoro wurde am 5. Februar 2006 in seiner Kirche Santa Maria in Trabzon, der alten Hafenstadt am Schwarzen Meer, erschossen. Als mutmaßlichen Täter nahm die Polizei einen 16jährigen Schüler fest. „Allahu Akbar“ habe er gerufen, als er aus der Kirche stürzte. Später hat er angeblich gestanden, aus Rache wegen der Mohammed-Karikaturen in westlichen Presseorganen gehandelt zu haben. Türkische Medien gingen noch weiter und warfen dem 60jährigen katholischen Geistlichen italienischer Abstammung „Proselytismus“ vor, muslimische Gläubige abgeworben zu haben. Der Papst gedachte des ermordeten Priesters während des Gottesdienstes in Ephesus.

Vor dem Diplomatischen Corps in Ankara wird er deutlich: „Es ist Aufgabe der zivilen Autoritäten eines jeden demokratischen Landes, die effektive Freiheit aller Glaubenden zu garantieren und ihnen zu erlauben, das Leben ihrer eigenen religiösen Gemeinschaft zu organisieren. Dies beinhaltet sicher, dass die Religionen ihrerseits nicht versuchen, direkt politische Macht auszuüben, weil sie dazu nicht berufen sind, und im besonderen, dass sie absolut darauf verzichten, den Rückgriff auf Gewalt als legitimen Ausdruck religiöser Praxis zu rechtfertigen.“

VII.

Ein Gütezeichen

Auch in der „Gemeinsamen Erklärung“ mit dem Ökumenischen Patriarchen wird die Frage der Religionsfreiheit aufgegriffen. Das Dokument fordert die „unveräußerlichen Rechte der menschlichen Person“ ein, „insbesondere der Religionsfreiheit, die der Beweis und Garant des Respekts vor jeder anderen Freiheit ist“ und die in der Europäischen Union anerkannt werden möge. Dies sei ein Gütezeichen der europäischen Gemeinschaft. Das ist natürlich auch in Richtung Ankara geschrieben. Mehr kann man von Benedikt in diesen vier Tagen wohl nicht erwarten.

Kehren wir zu dem Gespräch mit dem christlichen Papst und einem islamischen Religionslehrer zurück. Kein tiefer Meinungs austausch sicherlich, nicht im zeitlichen Rahmen einer solchen Reise. Immerhin ein bemerkenswerter Ansatz. Benedikt wartet erneut mit einem Zitat auf, gepflückt wie süßes Adventsgebäck. Eine Metapher, die wir dem *Spiegel*-Korrespondenten verdanken. Die Zuhörer sind zunächst wohl verblüfft. Hoffentlich nicht schon wieder „Regensburg“. Aber er will es ihnen zeigen: Ich kann auch anders.

„Zur Illustration des brüderlichen Respekts, der zwischen Christen und Muslims wirken kann, möchte ich einige Worte zitieren, die Papst Gregor VII. 1076 an einen Muslim-Prinzen in Nordafrika adressiert hat, der den Christen, über die er herrschte, mit großem Wohlwollen begegnet ist. Papst Gregor sprach die besondere Nächstenliebe an, die Christen und Muslims einander schulden, weil wir an den einen Gott glauben, wenn auch in verschiedener Weise. Jeden Tag loben wir ihn und verehren ihn als den Schöpfer und Lenker der Welt.“

Soweit der Papst. Nun könnte man allerdings hinzufügen: Die Moslems freilich ohne Gottessohn und Heiligen Geist. Aber hier und jetzt ist nicht der Moment zu unterscheiden, was in der Bibel und im Koran steht, im Katechismus und in der Sunna.

Auch die weiteren Passagen in der Ansprache Benedikts bei der Begegnung mit den islamischen Religionsführern, die zwar die Gegensätze und Schwierigkeiten nicht ausklammern, sind von eben diesem Wohlwollen getragen, das umgekehrt seinerzeit den Vorgänger Benedikts bei dem muslimischen Fürsten beeindruckt hatte. Aus der Ansprache bei der Begegnung mit Professor Ali Bardakoglu, dem Präsidenten des Direktorats für religiöse Angelegenheiten („Diyanet“) in Ankara, am 28. November 2006:

„Ich bin für die Gelegenheit dankbar, dieses Land zu besuchen, das so reich an Geschichte und Kultur ist, seine natürliche Schönheit zu bewundern, selbst die schöpferischen Leistungen des türkischen Volkes zu erleben und ihre bürgerliche und religiöse Kultur und lange Geschichte zu würdigen.“

„Ich entbiete Ihnen meine Gefühle des Respekts, in Anerkennung Ihrer großen Verantwortung, und übermittle meine Grüsse allen religiösen Führern in der Türkei, besonders den Groß-Muftis von Ankara und Istanbul.“

„Ihr Land ist den Christen sehr teuer. Viele der frühesten kirchlichen Gemeinden wurden hier gegründet und reiften hier heran, inspiriert durch die Predigten der Apostel, besonders des heiligen Paulus und des heiligen Johannes. Nach unserer Tradition hat Maria, die Mutter Jesu, in Ephesus gelebt, im Haus des Apostels Johannes. Dieses edle Land hat ebenso eine bemerkenswerte Blüte der islamischen Zivilisation auf den verschiedensten Gebieten erlebt, einschließlich der Literatur und Kunst sowie seiner kulturellen Einrichtungen.“

„Es gibt viele christliche und moslemische Monumente, welche Zeugnis von der ruhmvollen türkischen Vergangenheit ablegen. Sie sind zu recht darauf stolz und bewahren sie zur Bewunderung der wachsenden Zahl von Besuchern, die sie aufsuchen.“

„Meine Reise in die Türkei ist mit den selben Gefühlen überschrieben, gesetzt wie jene, die mein Vorgänger, der Selige Johannes XXIII., zum Ausdruck brachte, als er als Erzbischof Angelo Giuseppe Roncalli hierher kam, um das Amt des päpstlichen Vertreters in Istanbul auszuüben. Ich zitiere ihn: ‚Ich habe die Türken gern, zu denen mich der Herr gesandt hat‘, sagte er. ‚Ich liebe die Türken. Ich mag die natürlichen Qualitäten dieses Volkes, die ihren eigenen Platz beim Marsch in die Zivilisation eingenommen haben.““

Benedikt fuhr fort: *„Was meinen Teil anlangt, möchte ich die Qualitäten der türkischen Bevölkerung betonen. Ich möchte mir die Worte meines unmittelbaren Vorgängers, Papst Johannes Paul II. in gesegneter Erinnerung, zu eigen machen. Anlässlich seines Besuches 1979 sagte er: ‚Ich möchte wissen, ob es nicht drängt, genau heute, wo Christen und Muslims in eine neue Periode der Geschichte eingetreten sind, die geistlichen Bande, die uns verbinden, anzuerkennen und zu entwickeln, um gemeinsam Frieden Freiheit, soziale Gerechtigkeit und moralische Werte zu erhalten und zu fördern, zum Wohl aller Menschen.““*

So viele „Blumen“ auf einmal mag manchen türkischen Christen zu weit gegangen sein, wenn man ihre augenblickliche Lage bedenkt und einen Blick in die zurückliegenden neunzig Jahre riskiert, von denen allerdings weniger die „römischen“ als die Griechen und andere christliche Ethnien im Osmanischen und „neuen“ türkischen Reich betroffen waren.

Benedikt erinnert an seine Begegnung mit Muslimen vergangenes Jahr in Köln. Während des Weltjugendtages habe er die Notwendigkeit, *„unserem interreligiösen und interkulturellen Dialog mit Zuversicht und Hoffnung zu begegnen“*, in Erinnerung gerufen. Dieser Dialog könne nicht darauf reduziert werden, irgendetwas zu machen, ganz nach Belieben. *„Im Gegenteil, es ist eine Lebensnotwendigkeit, von der in großem Maß unsere Zukunft abhängt.“*

Der Papst hebt in seiner Ansprache erneut hervor, *„Christen und Muslime gehörten zur Familie jener, die an den einen Gott glauben und die, im Einklang mit ihren je eigenen Traditionen, ihre Abstammung auf Abraham zurückführen.“*

„Als Männer und Frauen der Religion sind wir durch das weit verbreitete Verlangen nach Gerechtigkeit, Entwicklung, Solidarität, Freiheit, Sicherheit, Frieden, Verteidigung des Lebens, Schutz der Umwelt und der Bodenschätze herausgefordert. Weil wir, dabei die legitime Autonomie der zeitlichen Dinge respektierend, einen besonderen Beitrag auf der Suche nach angemessenen Lösungen dieser drängenden Fragen anzubieten haben.“

Ein umfassender interreligiöser Dialog, der dem universalen Anspruch, jedenfalls der den „Erdkreis“ umspannenden römischen Kirche Rechnung trägt, wird sich die Gesprächspartner in der äußerst differenzierten Welt des Islam suchen müssen, in seinen Zweigen, geistigen Strömungen, den theologischen Zentren und unter den islamischen Wissenschaftlern in Ost und West. Dennoch verdient die Türkei besondere Beachtung, als sprichwörtliche Brücke zwischen Orient und Okzident, mit ihrer historischen „Europa-Erfahrung“ und den Freiräumen religiöser Autonomie, wie sie der politische Laizismus in dieser Region bietet, im Unterschied zu Theokratien oder doch streng islamisch verfassten Staatsordnungen. Auch die Tatsache, dass kein anderer islamisch geprägter Staat mehr Menschen in den europäischen Westen entsendet als die Europa-nahe Türkei, spielt ebenso eine nicht geringe Rolle bei der Frage des „Zusammenlebens der Kulturen“.

Allerdings drängen die islamischen Fundamentalisten auch am Bosphorus in die Zonen, die sich der Staat vorbehält, etwa durch die von der Regierungspartei unterstützte Aufwertung der streng religiösen Predigerschulen (Imam-Hatip-Schulen). Die Lehrinhalte dieser zu den berufsbildenden Oberschulen zählenden Einrichtungen konzentrieren sich auf den Koran, islamische Quellenkunde und Arabisch. Gleichwohl wird den Absolventen durch eine entsprechende Gesetzgebung seit zwei Jahren der Hochschulzugang erleichtert. Mit Nachdruck verfolgte Versuche, eigene Leute in öffentliche Ämter zu lancieren, ob als Lehrer, Richter und so weiter, wird von den Hütern der reinen Lehre des Laizismus schon als groß angelegtes islamisches Projekt der Unterwanderung des Staates gewertet. Auffällig auch die wieder von starkem Selbstbewusstsein (siehe Bardakoglu) geprägte Einmischung in die die weltanschauliche Auseinandersetzung mit dem Westen. Dies musste der als gemäßigt geltende islamische Gelehrte M. Fethullah Gülen erfahren, dem gröblich Verrat an der eigenen Religion unterstellt wurde, nachdem er sich im Februar 1998 im Rahmen einer interreligiösen Begegnung mit Papst Johannes Paul II. im Vatikan getroffen hatte.

Aus gesundheitlichen Gründen lebt der islamische Lehrer inzwischen in den USA. Von dort hatte er sich nach der „Regensburger Rede“ zu Wort gemeldet, allerdings ohne „Schaum vor dem Mund“. Er hatte davor gewarnt, dass „solche Äußerungen aus dem Munde des einflussreichsten Führers der katholischen Welt“ dazu angetan seien, „zu ei-

ner Ermutigung radikaler Gruppierungen zu führen“. In einem seiner Internet-Beiträge, unter dem Titel „Dialog im Geiste und Sinne des Propheten“, ruft er vielmehr die Sure 3:64 in Erinnerung, wonach sich der Koran an Juden und Christen wende: „O Volk der Schrift, kommt herbei zu einem gleichen Wort zwischen uns und euch.“

Das Gleiche ist nicht das Selbe, möchte man meinen. Auch der milde Gülen lässt keinen Millimeter Spiel zu, wo sich die Glaubensachse im Fundament seiner Religion bewegt. „Der Prophet Muhammad ist ein unübertroffenes Schwert der Tapferkeit und der Beredsamkeit, das sich gegen jede Art von Unglauben und Unzivilisiertheit richtet. Er verkündete die Wahrheit mit kristallklarer Stimme und zeigt der Menschheit den Weg zur wahren Existenz.“ – Wer als Christ „dennoch“ den Dialog auf dieser Basis sucht, weiß also, was ihm abverlangt wird, zumal wenn seine eigene Glaubensüberzeugung von der Einzigartigkeit Jesu ausgeht und davon, dass die Kirche Christi zwar noch nicht vollkommen, so doch schon in der römisch-katholischen verwirklicht sei.

Katholische Kommentatoren zeigten in den Tagen des Papstbesuches ein gewisses Verständnis, dass die erzwungene „Kemalisierung“, die Trennung von Staat und Religion, auch nach siebzig Jahren vom Islam noch nicht verdaut wurde, woraus die Radikalen ihre Nahrung bezögen. Soviel Verständnis geht manchen Sprechern der christlichen Seite dann doch etwas zu weit. Wenn der Papst von den eindrucksvollen Zeugnissen der christlichen und islamischen Kultur spricht und dabei wohl eher die Monumente aus vergangenen Zeiten vor Augen hat, dann erinnern Ortskundige an die verfallenden Kirchen und zeigen auf die Steine, die den Christen heute auf die Füße geworfen werden. Der Einzelne könne seinem Glauben zwar nachgehen. Aber die Kirchen als Institution seien schwer betroffen. Ohne Rechtsstatus sozusagen „nicht existierend“. Grundstücke erwerben, Kirchen bauen, Kindergärten, Schulen: alles im zivilisierten Europa selbstverständlich. Hier nicht ohne juristische Kniffe und, vorsichtig vermutet, nicht ohne manches Bakschisch. Folgt man dem jüngsten Korruptionsbericht von Transparency International.

Nochmal „Regensburg“

Soweit ins Detail gehen konnten die beiden geistlichen Autoritäten, die sich zur Audienz im staatlichen Amt für Religion trafen, nicht gehen. Es ließ sich eher freundlich an. Austausch von Artigkeiten, Übereinstimmung in einigen ethischen Grundsätzen, Ermunterung zum weiteren Dialog. Dann aber konnte der türkische Religionswächter nicht mehr an sich halten. „Regensburg“ – von Benedikt sorgsam gemieden. Alles gesagt, was zu sagen ist – musste nun doch noch auf den Tisch: „Leider sehen wir, dass sich in jüngster Zeit eine Islamophobie verbreitet“, setzte der ranghöchste Mufti an. Diese gegen den Islam gerichtete Haltung bringe zum Ausdruck, „dass der Islam durch seine Geschichte und Quellen zur Gewalt ermuntert und der Islam mit dem Schwert in der Welt verbreitet wurde.“ Das war direkt auf das Manuel-Zitat gemünzt.

Bardokoglu weiter: „Ich möchte hier die Trauer und Klage jedes Muslims über diese Behauptungen zum Ausdruck bringen, die keiner wissenschaftlichen oder historischen Überprüfung standhalten und überdies ungerecht und ungerechtfertigt sind.“ Die Vertreter der verschiedenen Religionen müssten sich zu einem friedvollen Dialog zusammenschließen und die Probleme der Menschheit lösen, gemeinsam nach einer Übereinstimmung suchen, ohne notwendigerweise die anderen Lehren anzuerkennen oder über sie zu urteilen. Diese Zusammenarbeit dürfte von niemandem dazu missbraucht werden, Befürworter des Glaubens zu finden oder die eigenen Vertreter zu begünstigen. Wenn die Religionsführer verschiedener Kulte und Riten sich treffen, müssten sie Themen und Methoden für den theologischen Diskurs finden, ohne dabei die Überlegenheit des eigenen Glaubens zu demonstrieren.

Die nächsten Sätze zielten, wenn auch indirekt, aber wer hätte sie anders verstehen können, direkt auf den Redner von Regensburg: „Insbesondere wir als Religionsführer dürfen uns nicht diesen Vorurteilen hingeben, sondern müssen uns aufrichtig verhalten und für den Weltfrieden einsetzen.“ Und auch für „Professor Papst“ hatte der islamische Oberlehrer einen Merksatz parat. Hatte Benedikt in Regensburg nicht das Verhältnis von Glaube und Vernunft im Islam in Frage gestellt? Ali Bardakoglu, der Rechtsgelehrte, antwortet: „Die Grundlagen des Islam basieren in Theorie und Praxis auf dem Verstand. Im Islam sind der Glaube an Gott und die Beziehung des Einzelnen zu Gott die Basis für Vernunft und Bekenntnisfreiheit. Deshalb wollen wir eine Verbindung, die auf den gegenseitigen Respekt und auf Toleranz aufbaut.“ Damit hat's der Papst schriftlich.

Der Dialog kann beginnen. Aber nicht einseitig. Namentlich die deutschen Bischöfe wollten ihren Mitbruder auf dem Stuhl Petri in dieser Sache nicht allein lassen. Schon unmittelbar nach dem Sturm suchten sie, zur Versachlichung beizutragen: unglücklich vielleicht die Zitation in der Regensburger Rede, aber man müsse wohl auch den Muslimen ein wenig die Leviten lesen. In welchem Zeitabschnitt der Geschichte steht ihr mit eurer Religionskritik, was sagt die Bildungselite zu den Umtrieben der Straße. „Sie müssen Farbe bekennen“, sagte der Limburger Franz Kamphaus in seiner viel beachteten Rede zum Dialog mit dem Islam. Forderte auf zu ehrlicher Reflektion: Das „Säurebad der Kritik“ habe die Bibel nicht zersetzt. Muslime sollten ebenfalls dieses Wagnis nicht scheuen. Der Koran, die Hadithen, die Sunna, die Scharia – was ist tabuisiert bis in Punkt und Komma? Und gefragt: Ist der Weg des Islam nach Europa nur eine Einbahnstraße? – Der Wellenschlag von Regensburg hatte nicht nur das islamische Ufer erreicht, sondern auch die Orthodoxie getroffen. „Uns ist das Blut in den Adern gefroren“, als wir das hörten, sagt ein orthodoxer Geistlicher in Deutschland im Nachhinein. Auch wenn das Zitat in seinem historischen Kontext nicht ganz unwahr sein mag, wir würden das heute wohl nicht sagen, da sich unsere Mutterkirchen im Machtbereich des Islam befinden – in „Geiselhaft“.

VIII.

Petrus bei Andreas

Die vorletzte Station der Reise – die Umstände haben es so gefügt – gehörte dem eigentlichen Anlass der Türkei-Reise. Besuch beim Patriarchen von Konstantinopel zum Fest des Heiligen Andreas, dem Petrus-Bruder und Apostel Kleinasiens. Brüderliche Umarmung, seitdem sie sich wieder als „Schwesterkirchen“ ansprechen. Paul VI. hatte 1964 in Jerusalem damit begonnen, war 1967 nach Istanbul gereist; 1979 folgte Johannes Paul II. als der bis 2006 letzte Besuch aus dem alten Rom beim geistlichen Statthalter des Neuen Rom.

Der Bruderkuss am Ende eines langen nicht nur für Glauben und Kirche, sondern für die Geschichte Eurasiens folgenschweren Weges. Über 900 Jahre geschieden in West und Ost, immer noch stark verwandt miteinander, aber wie die Zeit es mit sich bringt: die Lebensgewohnheiten und Ansichten ändern sich. Sprich: Theologie, Liturgie, Strukturen. Wie ein Menetekel stets vor Augen, einst auf den Altar der Hagia Sophia geworfen: das Anathema. Es ging vom Westen aus. Der Osten folgte mit eigener Verwerfung. Erst das Zweite Vatikanische Konzil erleuchtete auch die getrennten Schwestern und Brüder, ließ sie die „Zeichen der Zeit“ erkennen, wozu der „gute Papa“ Johannes aufgerufen hatte. Die gegenseitigen Bannflüche wurden „aus der Erinnerung getilgt“. Ein feiner Ausdruck, wenn man andererseits nicht sagen will, dass das, was damals geschah, Unrecht war. Am Ende behalten die Juristen Recht.

Umstritten – sagen wir mal aus der Sicht des reinen Glaubens – bleibt die Sache schon. Ging es nur um theologischen Dissens, oder nicht mehr noch, oder doch ziemlich heftig, um Macht und Einfluss: Ein selbstherrlicher Papst in Rom, der einen „Barbaren“, den fränkischen Karl, zum Kaiser krönt und damit die Byzantiner provoziert; die Herren am Bosphorus – die eigene Missionare, Kyrill und Methodius – zu den Slawen schicken und die römisch-fränkischen Interessen des Westens im Osten stören. Kurze Weltgeschichte in einen Satz gepackt.

Ein Deutscher soll es gewesen sein, dem die Christenheit den mittelalterlichen Supergau verdankt: Leo IX. alias Bruno von Egisheim-Dagsburg. In Wirklichkeit, so behaupten andere Sachkenner, hat ein Kardinal das Ding gedreht: Humbert von Silva Candida, der dem Patriarchen Michael I. Kerullarios wutentbrannt die Exkommunikation, besser gesagt, die kirchliche Kriegserklärung auf den Altar der Hagia Sophia – zu Deutsch: Göttliche Weisheit – knallte, nachdem er mit gutem Zureden (waren es eher Drohungen?) nichts erreicht hatte. Datum des Geschehens: der 16. Juli 1054. Zwar berief sich der päpstliche Abgesandte auf seinen Dienstherrn, tatsächlich soll er aber selbst den Scheidebrief verfasst haben.

Worauf Michael mit der Exkommunikation des Katholiken aus Rom konterte. Die Öst-römer konterten, sprachen den Weströmern die Rechtgläubigkeit ab, die sie nun exklusiv für sich beanspruchten: Orthodoxe eben. Was wäre der Welt in den Jahrhunderten danach erspart geblieben? Auch Benedikt schleppt noch an der Last der Geschichte. Etwas Ballast hat er aber mit eindrucksvollen Gesten abgeworfen. Zunächst die Tiara, die Dreifachkrone im Papstwappen, durch die Bischofsmütze, die Mitra ersetzt. Das spricht für Kollegialität, auch wenn er die Beschlüsse von 1870 nicht ohne weiteres kippen kann, das heißt den Jurisdiktionsprimat und die Infallibilität, zu Deutsch: „die volle, höchste und universale Gewalt für den, der gleich Petrus an die Spitze der übrigen Apostel gestellt ist“ und der über eine allerdings klar umgrenzte, nicht willkürlich zu handhabende Unfehlbarkeit verfügt. Dennoch die „Knackpunkte“ gegenüber den Orthodoxen, von den Protestanten und Anglikanern und so weiter ganz zu schweigen.

Das Erste Vatikanische Konzil hatte, bei deutlichen Gegenstimmen vor allem auch aus Deutschland, mit der Festschreibung dieser Suprematierrechte des Papstes wohl auch den politischen Umständen Rechnung tragen wollen. Der Pontifex hatte seinen Kirchenstaat an Italien verloren. Ein König ohne Land. Was das heißt, erlebt Bartholomaios von Istanbul. Er hält zwar den Titel „Ökumenischer Patriarch“, als der „Zweite nach Rom“. Schaut auf 300 Millionen Orthodoxe weltweit, aber verfügt nicht über sie. Das einstige mächtigste Amt nach dem Papst heute nur noch ein Ehrenamt, und dass es so bleibt, darauf achten eifersüchtig die Hierarchen einer Vielzahl von eigenständigen orthodoxen Landeskirchen – nicht zuletzt der geistliche Großfürst weiter im Osten, Alexij II., Patriarch von Moskau und Ganz Russland mit 100 Millionen Gläubigen, einem Drittel der gesamten Orthodoxie. Die Reise nach Konstantinopel ist nur eine Zwischenstation auf dem Weg zur Einheit.

Wie nahe sich der Papst Benedikt, der Theologe Ratzinger, der Kirche des Ostens fühlt, machte er mit einer weiteren auffälligen Geste sichtbar. Als er sich entschied, die ostkirchliche Form des Palliums, Insignium der erzbischöflichen Würde, zu übernehmen, wie es in der ganzen Kirche bis zum Mittelalter getragen wurde: Das weiße Band auf Lammwolle, breiter als das römische, mit fünf purpurfarbenen Kreuzen bestickt, zur Erinnerung an die fünf Wundmale Jesu, drei Kreuze mit Nadeln durchstoßen, die Kreuznägeln symbolisierend und zum V-Zeichen über Brust und linke Schulter gelegt. Eine Referenz an den ostkirchlichen Brauch, wo das Omophorion vom Metropoliten getragen wird, nicht als Zeichen der Autorität, sondern auf das Gleichnis vom verlorengewonnenen und wiedergefundenen Schaf auf der Schulter des Hirten hindeutend.

Was ist von dem Mann geblieben, der „mit harter Hand“ den Glauben seiner Kirche im Palast der einstigen Inquisition verteidigte? An den Grundfesten wird er nicht rütteln lassen. Nicht nur das Amt würde dies verbieten, es widerspräche auch dem privaten und theologischen „Naturell“ Benedikts. Aber auch er will Zäune niederreißen, gleich seinem Vorgänger. Ein Ziel, das er mit einer gewissen Leidenschaft verfolgt. Dafür spricht das Bekenntnis zur Ökumene, das er in seiner Ansprache in der Kirche St. Georg des

Ökumenischen Patriarchen und in der Predigt in der römisch-katholischen Kathedrale Heilig Geist in Istanbul abgelegt hat.

Aus der Ansprache nach dem Gottesdienst im Phanar am 30. November 2006:

„Am 7. Dezember 1965, am Vorabend der Abschluss-Sitzung des Zweiten Vatikanischen Konzils, unternahm unsere verehrungswürdigen Vorgänger einen neuen, einzigartigen und unvergesslichen Schritt in der Patriarchalkirche des Heiligen Georg und der Basilika von Sankt Peter im Vatikan: Sie entfernten die tragischen Exkommunikationen von 1054 aus der Erinnerung der Kirche. Auf diese Weise bestätigten sie eine entschiedene Wende in unserer Beziehung.“

Benedikt XVI. erinnerte an die weitere Entwicklung der Beziehungen zwischen Rom und Konstantinopel. Er erwähnte besonders die letzten Besuche von Johannes Paul II. im Phanar (1979) und die verschiedenen Besuche von Bartholomaios I. im Vatikan. Dann fuhr er fort:

„Aus diesem selben Geist ist meine Anwesenheit hier und heute zu verstehen. Sie soll unsere Verpflichtung erneuern, auf dem Weg voranzukommen, durch Gottes Gnade, um eine volle Kommunion zwischen der Kirche von Rom und der Kirche von Konstantinopel wiederherzustellen. Ich kann versichern, dass die Katholische Kirche gewillt ist, alles zu tun, was möglich ist, um Hindernisse zu überwinden und um zusammen mit unseren orthodoxen Brüdern und Schwestern immer weiter nach effektiven Möglichkeiten der pastoralen Zusammenarbeit zu suchen.“

Aus der Predigt in der römisch-katholischen Kathedrale am 1. Dezember 2006:

„Vor 27 Jahren, in dieser Kathedrale, hat mein Vorgänger, der Diener Gottes Johannes Paul II., von seiner Hoffnung gesprochen, dass im Morgenlicht des neuen Jahrtausends eine Kirche erscheinen möge, die ihre volle Einheit wiedergefunden hat, um inmitten der verschärften Spannungen in dieser Welt Gottes alles übersteigende Liebe zu bezeugen, die sich in seinem Sohn Jesus Christus manifestiert hat. Diese Hoffnung ist noch nicht verwirklicht, aber der Papst sehnt sich danach, sie erfüllt zu sehen. Sie zwingt uns, als Jünger Christi unser Zögern und die Grenzen auf dem Weg der Einheit zu überwinden, unermüdet zum Wohle aller zu wirken und die Ökumene in den Vordergrund unserer kirchlichen Sorge zu stellen.“

Als sichtbares Zeichen dieses guten Willens war Benedikt bereits einen Schritt weitergegangen und hatte den Titel eines Patriarchen des Abendlandes abgelegt. Ob er die vier anderen Patriarchen der alten Kirche damit in Zugzwang bringen könnte, und dies angesichts der prekären Lage, in der sich diese im Nahen Osten befinden, ist allerdings eine andere Frage.

Es drängt ihn. Es wäre „sein“ großer Wurf in einem zeitlich doch wohl überschaubaren Pontifikat. In Istanbul ergriff Benedikt erneut die Initiative – was manche Beobachter schon als revolutionär kommentierten. Er lasse mit sich darüber reden, wie künftig das

Petrusamt ausgeübt werden könne. Das ist kein neuer Vorschlag, sondern eine Idee, die Benedikt von seinem Vorgänger aufgreift. Johannes Paul II. hatte schon in seiner Ökumene-Enzyklika „Ut unum sint“ davon gesprochen. Die Frage steht im Raum: Wie viel an Autorität über die Gesamtkirche, historisch vielleicht begründet, aber praktisch unwirksam, ist „Rom“ bereit aufzugeben? Die päpstlichen Vollmachten innerhalb der eigenen Kirche blieben ohnehin unberührt? Wäre eine Art „Primus inter pares“ denkbar, ein „Vorsitz in der Liebe“? Das wäre nicht unser Problem, sagt ein Bischof der russisch-orthodoxen Kirche. Was für uns nicht in Frage kommt, ist der „universale“ Jurisdiktionsprimat, und ebenfalls nicht der Anspruch, „Stellvertreter Christi“ zu sein. *Moscovia locuta, causa finita*. Moskau – das „Dritte Rom“?

Wie die römische Kirche, wie Benedikt dieses Verhältnis des Papstamtes zu den anderen Kirchen, insbesondere zur Orthodoxie sieht, lässt sich vielleicht aus seinen Ausführungen in seiner Ansprache im Phanar schließen. In seiner Ansprache ging er etwas grundsätzlicher auf diese Problematik ein. Ökumene ja, aber unter verteilten Aufgaben:

„Die beiden Brüder, Simon, Petrus genannt und Andreas, waren Fischer, die von Jesus gerufen wurden, um Menschenfischer zu werden. Der Auferstandene vor seiner Himmelfahrt sandte sie zusammen mit den anderen Aposteln aus mit dem Auftrag, alle Völker zu seinen Jüngern zu machen, sie zu taufen und seine Lehren zu verkündigen.

Dieser Auftrag, der uns von den heiligen Brüdern Petrus und Andreas hinterlassen wurde, ist weit davon entfernt, erledigt zu sein. Im Gegenteil, es ist heute mehr denn je dringend und notwendig. Weil es nicht nur um jene Kulturen geht, die von der Botschaft des Evangeliums nur gestreift wurden, sondern auch um die seit langem bestehenden europäischen Kulturen, die tief in der christlichen Tradition gründen. Der Prozess der Säkularisierung hat ihren Halt in der Tradition geschwächt. Tatsächlich wird sie in Frage gestellt, sogar zurückgewiesen und abgelehnt. Im Angesicht dieser Realität sind wir zusammen mit allen christlichen Gemeinschaften gerufen, die Traditionen und Werte zu erneuern und ihnen eine neue Lebenskraft zu geben, damit Europa seine christlichen Wurzeln wahrnimmt.

Unsere Bemühungen, engere Bande zwischen der katholischen Kirche und der orthodoxen Kirche zu bilden, sind Teil dieses missionarischen Ziels. Die Teilungen, die unter Christen existieren, sind ein Skandal gegenüber der Welt und ein Hindernis für die Verkündigung des Evangeliums.

Simon Petrus und Andreas wurden gemeinsam berufen, Menschenfischer zu werden. Dieser selbe Auftrag nahm jedoch verschiedene Formen für jeden der Brüder an: Simon, seine menschliche Schwäche nicht leugnend, wurde „Peter“ genannt, der „Fels“, auf den die Kirche gebaut werden sollte. Ihm wurden auf besondere Weise die Schlüssel des Himmelreiches anvertraut. Seine Reise sollte ihn von Jerusalem nach Antiochien und von Antiochien nach Rom führen, so dass er in dieser Stadt seine universale Verantwortung ausüben würde. Die Frage des universalen Dienstes von Petrus und seiner Nachfolger hat leider unsere Meinungsverschiedenheiten aufkommen lassen, welche wir zu überwinden hoffen, dank auch dem theologischen Dialog, der kürzlich wieder aufgenommen wurde.

Andreas, der Bruder von Simon Petrus, erhielt einen anderen Auftrag vom Herrn. Als einer, der die griechische Sprache beherrschte, wurde er – zusammen mit Philippus – der Apostel der Begegnung mit den Griechen, die zu Jesus kamen. Die Überlieferung teilt uns mit, dass er ein Missionar nicht nur für Kleinasien und die Territorien südlich des Schwarzen Meeres war, also in dieser Region hier, sondern auch in Griechenland, wo er das Martyrium erlitt.

Der Apostel Andreas steht da für die Begegnung zwischen dem frühen Christentum und der griechischen Kultur. Diese Begegnung, besonders in Kleinasien, wurde besonders dank den großen Kappadokischen Vätern möglich, welche die Liturgie, Theologie und die Spiritualität der Östlichen wie der Westlichen Kirche bereicherten. Die christliche Botschaft fiel wie das Weizenkorn auf diese Erde und trug vielfältige Frucht. Wir müssen zutiefst dankbar für dieses Erbe sein, das aus der fruchtbaren Begegnung zwischen der christlichen Botschaft und der hellenistischen Kultur hervorging. Sie hat einen beständigen Einfluss auf die Kirchen in Ost und West. Die griechischen Väter haben uns einen Schatz hinterlassen, aus dem Kirche fortgesetzt alte und neue Reichtümer bezieht.“*

- *) Basilius von Caesarea, Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz. Drei Kirchenväter des 4. Jahrhunderts, verteidigten die Trinitätslehre der Einheit von drei Personen göttlichen Wesens: Vater, Sohn, Heiliger Geist – insbesondere Jesus Christus betreffend, als Sohn Gottes nicht unter dem Vater, sondern wesenseins (siehe auch das Glaubensbekenntnis von Nicäa).

Kappadokien in Zentralanatolien ist nicht nur „Urgrund des Frühchristentums“, sondern wegen seiner Naturdenkmäler und den frühen in den Tuffstein geschlagenen Siedlungen, Kirchen und Klöstern „Weltkulturerbe“. Die letzten griechisch-orthodoxen Christen verließen das Gebiet während des Bevölkerungsaustausches, einer rücksichtslosen Massenverschiebung von Menschen aus angestammten Wohnsitzen, zwischen der Türkei und Griechenland in den Jahren 1922-1924.

Ale Übersetzungen durch den Autor.

IX.***Schwesterkirchen***

Bartholomaios, türkischer Staatsbürger mit griechischer Geburtsurkunde, daheim zählt er nur noch einen Sprengel von vielleicht 5.000 Seelen, weniger als in einer deutschen Großstadtpfarrei – als Ehrenoberhaupt der Weltorthodoxie dennoch ein wichtiger Gesprächspartner für die römische Kirche. Schließlich ist der Nachfolger des Petrus dem Nachfolger des Andreas verpflichtet und mithin den Christen am Bosphorus. Der Amtsinhaber Nr. 264 beim Amtsinhaber Nr. 270.

Die kirchlichen Feierlichkeiten erreichen ihren Höhepunkt in der St. Georgs-Kathedrale. Die „Göttliche Liturgie“, Eucharistiefeier im byzantinischen Ritus, entfaltet all ihre Pracht und Herrlichkeit. Wolken von Weihrauch erfüllen den Raum der Kathedrale des Heiligen Georg. Der Gesang der Mönche erfüllt den Raum. Die Gläubigen sind ergriffen vom Schein der Kandelaber, dem Glanz der liturgischen Geräte. Schauen ehrfürchtig zu den Bildern der Heiligen der Ostkirche auf, von denen auch einige in der Westkirche verehrt werden. Verneigen sich vor der Ikonostase, die das Allerheiligste vor profanen Augen schützt, bekreuzigen sich nach der Art der orthodoxen Regel und küssen die dargereichte Ikone.

Die beiden Patriarchen in großer Würde – Bartholomeios trägt schweren Brokat, das weiße Haar mit der prächtigen mit Edelsteinen besetzten und mit Gold- und Silberfäden durchwirkten bauchförmigen orthodoxen Mitra, der Papst – als Gast, nicht als Zelebrant – trägt die besonders festliche, mit Hermelin besetzte Purpurmozzeta über dem schneeweißen Rochett und seiner weißen Soutane, den Kopf nur mit dem weißen Zucchetto bedeckt.

Der Gottesdienst in der Kirche des Patriarchen mag in ihrer eindrucksvollen Darstellung dem Bild der „ecclesia triumphans“ entsprechen – wie sie nicht nur „im Himmel“ geliebt, aber auf Erden auch herrschte. Die Umstände vor den Toren des Phanars sprechen schon lange nicht mehr dafür. Die Liturgie des Tages erinnert vielmehr an die „ecclesia passionis“. Der Gast am heutigen Tag, Papst Benedikt, deutet in seiner Ansprache im Anschluss an den Gottesdienst dieses geistliche Erlebnis. Gerade dieser Ritus habe das Kreuz und die Auferstehung Jesu Christi auf mystische Weise gegenwärtig werden lassen.

An dieser Stelle ist einzufügen: Benedikt hat nicht die beiden anderen orthodoxen Bischöfe in Istanbul vergessen. Er besucht, zu einem „Gebetstreffen“, Mesrob II., den Patriarchen der Armenisch-Apostolischen Kirche. Ein durchaus heikler Termin. Aber Benedikt interessiert die staatlichen Tabus nicht, spricht an, was den Armeniern im Osmanischen Reich angetan wurde, „oft unter sehr tragischen Umständen, wie denen im letz-

ten Jahrhundert.“ Er muss keine Details nennen, jeder kennt sie, auch wenn öffentlich darüber zu reden hinter Gittern enden kann.

Der Genozid

Was Papst Benedikt XVI. vorsichtig, jedem Zuhörenden aber sofort verständlich anspricht, begann damit, dass die jungtürkische Diktatur am 24. April 1915 die gesamte intellektuelle und politische Elite Konstantinopels beseitigte, in erster Linie Armenier, denen Putschversuch und Landesverrat zugunsten Russlands vorgeworfen wurde. Das Osmanische Reich befand sich im Ersten Weltkrieg an der Seite der von Deutschland geführten Mittelmächte.

Die Träume von einem türkischen Großreich waren mächtig, im Weg standen die ethnisch-religiösen Minderheiten, also die Christen, in erster Linie die stärkste Bevölkerungsgruppe im Osmanischen Reich, die Armenier. Mit den „inneren Feinden gründlich aufzuräumen“, ohne dabei durch Interventionen des Auslandes „gestört“ zu werden, war der eigentliche Auslöser des bis dahin größten Völkermordes der modernen Geschichte.

Allerdings waren in Konstantinopel die Massaker des Ersten Balkankrieges nicht vergessen, als ungezählte Muslime den Grausamkeiten der christlichen Angreifer zum Opfer gefallen waren. Wer sich retten konnte, war vor allem auf die kleinasiatische Seite geflohen. Sie brachten, kaum verwunderlich, den Hass mit, dem sich nun die schutzlose christliche Minderheit ausgeliefert sah. Hass zieht Hass nach sich, der Rache folgt Rache.

Der Sultan, weder als Monarch noch als Kalif (also höchstes geistliches Oberhaupt), schritt ein. Vielmehr hatte er zum „Dschihad“ aufgerufen, zum Heiligen Krieg. Die Muslime an den Flanken des großen, weiten Osmanischen Reiches sollten sich gegen die „ungläubigen“ englischen und französischen Kolonialherren erheben. Da dies von wenig Erfolg beschieden war, fiel die Wut umso mehr auf die wehrlosen Christen innerhalb der eigenen Grenzen. Den Henkersknechten war reichlich Beute zugesagt. Grobschlächtige Milizionäre und Kurden im Südosten Anatoliens übernahmen das blutige Werk.

Nach den im Westen zugänglichen Zahlen wurden 1,5 Millionen von zwei Millionen Armeniern umgebracht. Einzige Chance, um zu überleben: die Flucht in den Kaukasus, in den Iran, nach Syrien oder in den Westen. Noch in den 70er und 80er Jahren berichteten assyrische Christen, die aus dem Gebiet des Tur Abdin nach Deutschland geflohen waren, von Übergriffen grausamster Art auf ihre Dörfer. Die christlichen Syrer sehen sich bis heute immer wieder verfolgt und vertrieben. Zur Zeit vor allem im Irak.

Was in jenen blutigen Jahren während des Ersten Weltkrieges in der Türkei passierte, ist kaum beschreibbar. In ihrer Grausamkeit schwer zu überbietende Massaker, wenn man Zeugenberichte liest: „Um die Kugeln zu sparen“, wurden die Menschen erdolcht, erschlagen, in Stücke gehauen, auf „Todesmärsche“ geschickt und in „Vernichtungslagern“ in der syrischen Wüste umgebracht.

Nicht nur die Armenier wurden gejagt, auch andere Volksgruppen blieben nicht verschont, Angehörige der Vielzahl christlicher Gemeinschaften der altorientalischen Tradition, von Rom getrennte und solche, die den Papst anerkennen: Syrer, Chaldäer, Christen, die ihre Liturgie bis heute in aramäischer Sprache feiern, die Sprache, die auch Jesus gesprochen hat. Christen, die sich auf die ältesten Gemeinden berufen, gleich nach der Urgemeinde von Jerusalem datierend. Auch Protestanten traf der Blutausch. Nach heute geltenden Schätzungen fielen den „ethnischen Säuberungen“, die man so noch nicht nannte, die aber nichts anderes bezweckten, insgesamt etwa zwei Millionen Menschen zum Opfer. Ein Vorspiel vor 90 Jahren zu dem, was nach 1938 dann in deutschem Namen in noch fürchterlicherem Ausmaß geschah.

Deutschland hielt sich gegenüber den Verbrechen des Verbündeten am Bosphorus vornehm zurück, offenbar nur die eigenen wirtschaftlichen und militärischen Interessen vor Augen. Der kaiserliche Botschafter hinterlegte bei der Hohen Pforte zwar eine Protestnote, allerdings eher zu dem Zweck, die deutsche Regierung von jeder Mitverantwortung zu befreien, wie Henry Morgenthau, von 1913 bis 1916 amerikanischer Botschafter in Konstantinopel, im *Red Cross Magazine* im März 1918 berichtete. In Konstantinopel weilte in jenen Jahren der junge Theodor Heuss. Sein Auftrag: Die Baupläne für ein „Haus der Freundschaft“ zu überwachen. „Zur seelisch-geistigen Verfestigung“ des deutsch-türkischen Bündnisses sollte auf einem „herrlichen Platz“ in Istanbul ein „großes Haus“ errichtet werden, unter der Federführung des Deutschen Werkbundes. Robert Bosch stellte eine ansehnliche Summe zur Verfügung.

Wilhelm Zwo, deutscher Kaiser, reiste eigens zur Grundsteinlegung an. Friedrich Naumann, dem Heuss „in liebender Verehrung“ verbunden war, soll die Einweihung vorgenommen haben. Was nicht stimmt. „Das Haus ist nie gebaut worden“, schreibt Heuss in seinen „Erinnerungen“. Richtig allerdings ist, dass der Mentor des gescheiterten Schwaben ein leidenschaftlicher Verehrer der Jungtürken und ihrer „neuen Türkei“ war und durch seine unkritische Haltung gegenüber dem Genozid an den Armeniern seiner eigenen Biographie einen hässlichen Fleck hinzufügte. Wie Theodor Heuss, zum „Architekturschriftsteller“ avancierter Hauptschriftleiter der Heilbronner „Neckarzeitung“, die Vorgänge erlebte und kommentierte, ist nicht bekannt. Von der „Pflicht der politischen Publizistik“ ist in seinen Memoiren Diesbezügliches nicht zu finden.

Am 12. Oktober 2006 hat die französische Nationalversammlung ein Gesetz angenommen, das die Leugnung des Völkermordes an den Armeniern im Osmanischen Reich unter Strafe stellt. In dieser ersten Lesung (die endgültige Verabschiedung ist eher frag-

lich) konnte sich allerdings nur die sozialistische Opposition durchsetzen, die Kritiker der Gesetzentwurfes – das Gros des Parlaments – blieben der Abstimmung fern. Auch die Regierung hält den Schritt offenbar für außenpolitisch inopportun, vor dem Hintergrund der EU-Beitrittsgespräche der Türkei. Ebenso Brüssel. Erweiterungskommissar Rehn sprach von einer kontraproduktiven Entscheidung. Die Türkei reagierte, wie nicht anders zu erwarten, mit heftigen Protesten. Das Militär drohte, seine Kontakte mit dem NATO-Partner Frankreich auf Eis zu legen. Mit anderen Worten: Die Welt dreht sich weiter, wie so oft in der Geschichte. Die Opfer stören nur. Ob solche Fundamente halten?

Christliche und jüdische Begegnungen

In der „Casa Roncalli“, der alten päpstlichen Vertretung in Istanbul, empfängt Benedikt den syrisch-orthodoxen Erzbischof von Istanbul, Mor Filiksinos Yusuf Cetýn. Dieser ist auch stellvertretender Patriarch seiner Kirche in der Türkei, im Mittleren Osten und in der weltweiten Diaspora. Stolz blicken die christlichen Syrer auf ihren Ursprung zurück. Ihre Gemeinden sind die ältesten nach der Urgemeinde zu Jerusalem. In ihrer Liturgie sprechen sie Aramäisch, wie Jesus von Nazareth, denn das war in jener Zeit die Verkehrssprache im Zweistromland und bis nach Judäa. In der Türkei haben sie schlimmste Leiden erdulden müssen, zerrieben in den Auseinandersetzungen des Zentralstaates mit den Kurden und, als sei dies nicht genug, auch von den kurdischen Muslimen. Die Geschichte ihrer Heimat im Tur Abdin, dem „Berg der Gottesknechte“, und das Schicksal des kleinen Volkes gilt als vor der Weltöffentlichkeit weitgehend verschwiegen. Heute droht ihnen die größte Gefahr im terrorisierten Irak.

Nach dem Syrer empfängt er – die Besuche „bei den Anderen“ komplettierend – Isak Haleva, den Oberrabbiner für 25.000 türkische Juden. Ungezählte Sephardim fanden als Vertriebene der spanischen Reconquista eine neue Heimat im Osmanischen Reich. Die offizielle „Legende“ spricht von „Fünfhundert Jahren Harmonie und Toleranz“, die Juden erinnern sich an die verheerenden Anschläge auf zwei Istanbuler Synagogen im November 2003, bei der 57 Menschen getötet wurden.

Was gehen die Juden in der Türkei uns in Deutschland an? Die Medien berichten Anfang Dezember über Vorfälle in Berlin. Jüdische Eltern sorgen sich um die Sicherheit ihrer Kinder, die von türkischstämmigen Mitschülern verbal attackiert werden. Alles andere als eine Hänselei. Bei den pöbelnden Jugendlichen falle auf, dass sie ihre Zugehörigkeit zum Islam betonten und offenbar unter dem Einfluss der zigfach angebotenen Fernsehprogramme aus der arabischen Welt handelten. Dies gelte insbesondere für Kritik an der Politik Israels in der Region. Erst einmal angestachelt, reiche dies aus, seine Wut an jüdischen Klassenkameraden, Jungen wie Mädchen, auszulassen. So kommt eins zum anderen, zum rassistisch-fremdenfeindlichen Komplex der Neonazis jetzt der politisch-islamistische von Jugendlichen mit „Migrationshintergrund“.

Wenn Benedikt XVI. den türkischen Großrabbiner empfängt, wie er die Begegnung mit den jüdischen Gemeinden in Köln und Regensburg suchte, dann ist das nicht nur eine Akt geistlich-brüderliche Nähe, sondern auch eine demonstrative Geste politischer Natur und wäre mehr als nur einen Nebensatz in der in der öffentlichen Wahrnehmung wert gewesen.

Die kirchliche Welt blickt nach Istanbul. Man ist gespannt auf die groß angekündigte gemeinsame „katholisch-orthodoxe“ Erklärung. Die Sprache ist eindrucksvoll – feierlich, „starr“ schon auch, wie ein Kommentator meint. Der Kern des Inhalts ist auf einen Satz gebracht: Die Kirchenspaltung sei ein Skandal für die Welt und ein Hindernis für die Verkündigung des Evangeliums. Man will weiterkommen, das Ziel der vollen Einheit sei verpflichtend. Was tut man, wie schon aus der Politik bekannt? Man bildet erst einmal eine weitere Kommission. Für Mitte Dezember hat sich Seine Seligkeit Christódoulos, der Erzbischof von Athen und Ganz Griechenland, im Vatikan angesagt. Es ist der erste Besuch eines Oberhauptes der griechischen Orthodoxie seit dem Bruch von 1054. Die Beziehungen zwischen Athen und Rom hatten sich schwieriger gestaltet als zu Konstantinopel. Allerdings hatte Christódoulos, vor Übernahme seines Leitungsamtes, an den Trauerritten für Johannes Paul II. teilgenommen. Der neue griechische Primas bringt ein bedeutungsvolles Gastgeschenk mit, das an einen gemeinsamen Apostel und an die Einheit der Alten Kirche erinnert: Einen Teil der Gefangenenkette des heiligen Paulus. Sie soll, in einem Reliquienbehälter aufbewahrt, in der Basilika St. Paul vor den Mauern gezeigt werden.

Der Anlass könnte aktueller nicht sein, nachdem die Grablege des „Apostelfürsten“ in der Basilika St. Paul vor den Mauern soeben vom Vatikan wieder freigegeben wurde. Zwar ist der Inhalt des Marmorsarkophags, der seit dem Jahr 390 den Gläubigen als letzte Ruhestätte des Paulus dargestellt wurde, vom Vatikan nicht bestätigt. Ob eine Öffnung erfolgen soll, steht noch aus. Aber nach langwierigen Untersuchungen wurde die Krypta, die 1545 verschlossen worden war, nun wieder geöffnet und kann eingesehen werden. Wer und was immer an sterblichen Resten gefunden werden sollte – das Heiligtum bleibt eine Stätte des Gedächtnisses und der Verehrung. Und, wie gesagt, da kommt der Besuch von jenseits des östlichen Mittelmeeres, wo der Völkerapostel wirkte und predigte, zum geeigneten Augenblick. Ein weiterer Schritt auf dem Weg des neuen Bundes zwischen der Kirche des Westens und der des Ostens.

Friedenstauben

„Gottes ist der Orient / Gottes ist der Occident / Nord- und südliches Gelände / Ruht im Frieden seiner Hände.“ Wie schön, wenn’s dann wahr wäre, was Goethe für das Land fern hinten in der Türkei empfand. Ob der Herr Geheimrat schon deshalb ein „Muselman“ war, wie manche seiner Zeit argwöhnten? Dann hätte unser Benedikt ja

erneut Probleme, nachdem er den Türken „Adieu“ gesagt hatte – und, bevor er das Flugzeug nach Rom bestieg, ihnen versicherte: „Ein Teil meines Herzens bleibt hier in Istanbul.“ Wieder ein Bayer vor den Toren der Zitadelle? Wie weiland die Wittelsbacher, die ein Familienmitglied an die Griechen ausliehen: Otto I. von Bayern, ein junger Mann von sechzehn damals noch. Aber um Ecken verwandt mit Byzanz, mit den Kaiserdynastien der Komnenos und Laskaris, womit wir wieder zurückblicken auf die Zeiten der großen Kirchenspaltung, der Eroberung Konstantinopels und der Errichtung des lateinischen Kaiserreichs. Otto nun wurde 1125 König, regierte 30 Jahre lang, musste dann aber, weil er doch mehr auf internationalen Druck hin als auf Wunsch der Hellenen auf den Thron gekommen war, in seine Heimat zurück, wo er den Rest seine Lebens in Bamberg verbrachte. Ach ja, die Bayern und die Türken.

Es fehlte in diesen Tagen wahrlich nicht an historischen Reminiszenzen, Sprachbildern und symbolischen Gesten. Der Großmufti überreichte dem ehrenwerten Efendi aus Rom als Erinnerung eine der Kacheln, wie sie die Blaue Moschee berühmt gemacht haben. Die Keramik zeigt eine Kalligraphie, zu einem Bild geformt, das eine Taube darstellt, mit dem Ölzweig im Schnabel. Die Friedenstaube sei ja auch ein Zeichen einer gemeinsamen Kultur. Wie es der Zufall will, hatte Benedikt ein ähnliches Gastgeschenk mitgebracht: Ein Mosaik, auf dem gleich mehrere dieser Friedensboten zu erkennen sind. Der Gast deutet das Bild als eine Botschaft der Brüderlichkeit und als Erinnerung an einen Besuch, „den ich nicht vergessen werde“. Frieden in der Welt – Frieden zwischen den Religionen. Nach all dem, was wir bisher gehört haben, täten sie gut daran, der Welt ein Beispiel zu geben. Nicht durch gegenseitige Vorhalte: Hier Kreuzzüge und Inquisition, dort Schwertmission und Zwangsregeln, sondern Dialog, der auch den Weg der politischen Lösungen ebnet. Der europäische Wertekanon, den Politiker im Munde führen, die Wurzeln des christlichen Abendlandes, der Humanismus der Renaissance und der Aufklärung, denen sich Begriffe wie Menschenwürde und schließlich Menschenrechte verdanken – haben sie „nur Gutes“ in den Jahrhunderten europäischer Geschichte bewirkt? Auch diese geistigen Strömungen haben es nicht vermocht, die Menschheit vor den größten Katastrophen, etwa die des 20. Jahrhunderts, zu bewahren.

Die Szene und die Schritte von der Hagia Sophia zur Blauen Moschee verleiten zu einem Moment des Rückblicks in die Geschichte der Religionen und den Orten der Wiedererkennung in Anatolien und den Kulturregionen von der Levante über das Zweistromland bis nach Persien: Im Symbol der Taube begegnen nicht nur die drei abrahamitischen Religionen, sondern auch die religiös-mystischen und spekulativen und esoterischen Bewegungen, die schon vor der Zeit der Aussaat des Eingottglaubens existierten und diesen begleiteten. Die Schulen der Gnosis und des Sufismus nur als Beispiele genannt.

Über der Kuppel der Blauen Moschee, angestrahlt gegen den dunklen Abendhimmel, kreisten zu dieser Stunde weiße Möwen. Und der eine oder andere Schwarmgeist deutete dies schon als ein Zeichen des Himmels.

Der Mufti zitierte Aristoteles, den griechischen Denker. Ein Vogel mache noch keinen Frühling. So wünsche er sich, doch wohl ganz auch im Sinne seines Gastes, viele Vögel, damit Blütenräume wahr werden. So oder ähnlich dürfte es der islamische Geistliche doch wohl gemeint haben. Er wird das Heilige Buch des Islam kennen und gewiss die Sure 5 (Der Tisch) und das, was dort ausgesagt ist: „Ungläubig sind diejenigen, die sagen: Gott ist Christus, der Sohn der Maria“ (Vers 17). Und schließlich mahnt und warnt: „Ihr Gläubigen! Nehmt euch nicht die Juden und die Christen zu Freunden!“ (Verse 51, 57) Wohl weiß der islamische Gelehrte, dass der Koran als geglaubtes unmittelbares Wort Allahs sich jeglicher Exegese verbietet, aber der Mufti wird auch die gemeinsame Geschichte der Schriftreligionen kennen und mehr noch die der Menschen, die allein nach den Buchstaben gehandelt haben. Wer will, kann über seinen eigenen Schatten springen. Im Namen Gottes, Allahs, des Ewigen – des Barmherzigen.

Aber noch liegt Frost auf den gegenseitigen Beziehungen. Die Nationalisten mussten auch noch am letzten Tag hetzen: Papst und Patriarch zusammen auf dem Titelbild als Beleg für die „Allianz der Kreuzfahrer“. Drei Päpste sind in den letzten fünfzig Jahren in Istanbul an Land gegangen, eine Statue von Benedikt XV. in der katholischen Kathedrale. Und jetzt hat Benedikt XVI. auch noch ein Standbild von Johannes XXIII. gesegnet – die Türkei in Gefahr? Welchen Bären wollen die Radikalen den Leuten aufbinden. Das Raubtier, das Benedikt im Wappen trägt, beißt nicht. Es trug, wie die Legende besagt, geduldig die Last, die ihm aufgetragen wurde. So der Mann, der mit dem Palmenzweig in der Hand ins Land der Moslems und die Heimat der ersten Christen reiste.

Die heilige Messe am Sitz des römisch-katholischen Bischofs von Istanbul war der letzte Gottesdienst auf türkischem Boden. In seiner Predigt brachte Benedikt manche Höhenflüge auf den Boden der Tatsachen zurück und die aktuelle Situation auf den Punkt. Der Text liest sich wie ein Sendbrief aus frühester christlicher Zeit. Ich könnte mir vorstellen, das nicht wenige, die ihm zuhörten, meinten, den Apostel Paulus zu hören, wie er, vor der Rückreise nach Rom, seiner Gemeinde in Kleinasien dies auftrug:

„Brüder und Schwestern, eure Gemeinden gehen bescheiden ihren täglichen Weg mit jenen, die nicht unseren Glauben teilen, aber den Glauben Abrahams bekennen und wie wir zu dem einen barmherzigen Gott beten. Ihr wisst nur zu gut, dass die Kirche sich niemandem aufzudrängen wünscht. Sie verlangt lediglich, in Freiheit leben zu können, um den Einen zu offenbaren, den sie nicht verstecken kann: Christus Jesus – der uns liebte bis ans Kreuz, und der uns seinen Geist geschenkt hat, die lebendige Gegenwart Gottes unter uns und tief in uns.

Seid immer offen für den Geist Christi. Bleibt stets empfänglich für Christi Geist und somit offen gegenüber jenen, die nach Gerechtigkeit, Frieden, Würde und Achtung ihrer eigenen Person wie die ihrer Brüder und Schwestern dürsten“.

Am Ende dieser Passage zitiert Benedikt, aus dem Evangelium nach Johannes, die Worte Jesu vor dem Weg nach Golgatha:

„Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebt.“

© Werner Kaltefleiter 2006